



## Die Kelten.

Von

II. Schaaffhausen.

---

So leicht es ist, lebende Völker in ihrer Erscheinung, in ihren Sitten und Gebräuchen zu unterscheiden, so schwer wird die ethnologische Forschung, wenn sie die alten Völker, von denen doch die heutigen abstammen, in bestimmter Weise kennzeichnen soll. Die Untersuchung der alten Völker Europa's ist bis heute noch nicht zum Abschluss gekommen. Die philologischen Erklärungen der Berichte der alten Schriftsteller führten oft zu einer unglaublichen Verwirrung. Die Sprachforschung hat die Verwandtschaft der ältesten Sprachen entdeckt, ihre Schlüsse waren aber nicht selten von zweifelhaftem Werthe. Es fragt sich, ob die archäologischen Funde und die Kraniologie nicht bessere Führer auf diesem dunkeln Gebiete werden können. Doch müssen sie mit Vorsicht benutzt werden; sie können in die Irre führen, wenn man die durch den Handel eingeführten Waffen und Schmuckgeräthe in den Gräbern für einheimische Erzeugnisse des Landes hält, wo sie gefunden sind, oder wenn man die Schädelform für etwas Unveränderliches hält, was sie nicht ist. Der Mensch soll ein Dauertypus sein, während doch sein geistiges Wesen eine fortschreitende Entwicklung erfahren hat, die sich in seinem Gehirne und also auch in seinem Schädelbau unzweifelhaft ausgeprägt hat. Der Griechenschädel von Marathon, dessen schöne Form Blumenbach beschrieben hat, entspricht ebenso der hohen Bildung seiner Zeit, wie der des *Batavus genuinus* die alten Nachrichten von der Rohheit der Bewohner dieser Gegend bestätigt.

Ich will versuchen, ein altes Volk zu schildern, dessen Einfluss auf die Cultur seiner Zeit gewiss ein sehr grosser gewesen ist, über dessen Körperbeschaffenheit und über dessen Verbreitung in Folge widersprechender Berichte der Alten aber ein Jahrhundert

langer Streit besteht. Ich meine die Kelten. Kelten ist der griechische Name für Gallier. Heute stehen sich Franzosen und Deutsche als in ihrer Erscheinung sehr verschiedene Nationen gegenüber. Die Lebhaftigkeit des französischen Volkcharakters bildet fast einen Gegensatz zu dem ruhigen und mehr beschaulichen Wesen der Deutschen. Klima und Geschichte haben diese Unterschiede entstehen lassen und befestigt, die in der Abstammung nicht begründet waren und in ältester Zeit da, wo sich beide Völker berührten, gefehlt zu haben scheinen. Selbst ein Franzose, Bory de St. Vincent sagt von seinen Landsleuten: „Ihre Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit, ihr stürmischer aber wenig ausdauernder Muth, ihre oft kindische Eitelkeit, ihre unglaubliche Beweglichkeit der Gedanken und der ihnen von ihren Nachbarn zum Vorwurf gemachte Leichtsinns sind Züge, welche den Franzosen von ihren Urvätern, den Celten, überliefert worden sind“. Der deutsche Name der Franzosen bezeugt schon ihre Mischung mit deutschem Blute, mit dem der Franken. Aber diese Vermischung und Verwandtschaft ist viel älter als der im 3. Jahrh. aufkommende Bund der Franken. Die Schädel der Gallier aus den Hügelgräbern und die der Reihengräber des nordöstlichen Frankreichs sind von den germanischen nicht verschieden. Sogar in der Rennthierzeit ist schon die Uebereinstimmung derselben vorhanden, Schädel von Steeten an der Lahn gleichen denen von Cromagnon; die Werkzeuge der Ansiedlung in Andernach entsprechen denen der Station von la Madeleine in Perigord.

Germanen werden schon im J. 222 v. Chr. in den *Fasti Capitolini* in der Stelle: *Galleis insubribus et Germaneis* erwähnt. Livius spricht beim Uebergange Hannibals über die Alpen um dieselbe Zeit von Halb-Germanen. Sallust und Livius führen unter den Gladiatoren 72 v. Chr. Germanen auf, Tacitus nennt den Namen neu. Er sagt, man habe die Belgier zuerst so genannt; nach Strabo soll das Wort die echten Gallier bedeuten, er bemerkt, die Sueben hätten den Zunamen Germanen gehabt.

Die griechischen und römischen Schriftsteller machten schon auf Unterschiede zwischen den Galliern und Germanen aufmerksam. Strabo sagt IV, 4: Was die Gallier vor Alters waren, das sind jetzt noch die Germanen, beide aber sind einander ähnlich und stammverwandt. In vielen Schriftstellen der Alten erkennen wir die Verwandtschaft beider Völker. So hält Caesar die Belgier unzweifelhaft für Gallier, lässt sie aber dennoch grösstentheils von den Ger-

manen abstammen (Caesar bell. gall. 2, 4). Agrippa rechnete zu Augustus Zeit das von Kelten bewohnte Rhaetium und Noricum mit zu Germania. Das Gebiet beider Völker war nicht streng geschieden. Nach Caesar haben die Gallier als Volcae Tectosages den fruchtbarsten Theil Germaniens um den Herkynischen Wald erobert und leben hier wie die Germanen, während die Gallier am linken Rheinufer verweichlicht sind. Die erste Einwanderung fand nach Livius um 600 v. Chr. unter Sigovesus statt, dem Bruder des Bellovesus, der die Gallier nach Italien führte. Grimm hält aber die Angaben Caesars von den Tektosagen, die deutsche Länder zurückerobert haben sollen, für falsch. Alle Gallier hatten einmal das ganze Donau- und Maingebiet inne, die hintersten Stämme, Bojer und Helvetier, blieben zurück, bis auch sie dem Andrang erlagen; die Bojer wichen aus Böhmen nach Baiern, die Helvetier vom Main in die Schweiz. Der 100 Jahre ältere Caesar, der nach seiner Persönlichkeit und weil er selbst im Lande der Gallier und Germanen war, für eine zuverlässigere Quelle gehalten werden muss, als Strabo, macht schon auf Unterschiede aufmerksam. Die Gallier sind in Gaue und Gemeinden eingetheilt. Zu seiner Zeit streiten in Gallien Aeduer und Sequaner um den Principat. Die Plebs wird fast wie Sklaven behandelt, der Adel besteht aus Priestern, den Druiden und Rittern. Dagegen besitzen die Germanen nur Gemeindeeigenthum; sie haben keinen ausgebildeten Götterglauben. Die Schwächeren können von den Mächtigeren nicht unterdrückt werden. Die Principes sprechen Recht, nicht die Priester. Auch sagt Caesar, dass bei den Germanen keine so blutigen Gebräuche herrschten wie bei den Galliern. Aus den bei Caesar erhaltenen Reden des Ariovist und des Divitiacus geht hervor, dass beide Völker sich heftig bekriegten. Das beweist aber nichts gegen ihre Blutsverwandtschaft, denn auch deutsche Stämme, Tenchterer und Sueven, Chatten und Cherusker bekriegten sich. Die Remi rühmten sich bei Caesar ihrer Tapferkeit gegen die ihnen doch stammverwandten Cimbrer und Teutonen.

Wir fragen zunächst: Wie verhalten sich die Kelten zu den Galliern, sind beide ein und dasselbe Volk?

Caesar unterschied in Gallien 3 Völker: Belgier, Aquitanier und Gallier, von diesen sagt er, dass sie sich selbst Celten nennen. Er sagt: jene drei Völker sind durch Sprache und Einrichtungen von einander verschieden.

Diodor, der unter Caesar lebte, macht V, 32 die wichtige Bemerkung: Es ist nützlich, einen Unterschied zu machen, der Vielen unbekannt ist; man nennt Celten diejenigen, welche über Massilia hinaus im Binnenlande und an den Alpen, sowie diesseits der Pyrenäen wohnen. Galater aber heissen die, welche jenseits dieses Celtenlandes und in den Theilen, die sich nach Süden vorbiegen und am Ocean und dem hercynischen Gebirge ansässig sind und Alle noch weiter bis nach Scythien. Auch Strabo und Ammian lassen die Gallier nördlich von den Celten wohnen. Diogenes Laertes, Cassius Dio, Julian und Zosimus sprechen von Galliern und Celten, Apollodor von Galatocelten, Ptolemaeus und Marcianus von Celtogalatiern. Polybius nennt die Cisalpinen bald Celten, bald Galater. Tacitus betrachtete alle Germanen wegen der Gleichheit ihrer Erscheinung als Autochthonen ihres Landes. Wir sind nicht mehr berechtigt, dies zu sagen. Er fügt noch Germ. II hinzu: Wer wollte auch Asien verlassen, um nach Germanien zu ziehen, einem hässlichen Lande mit rauhem Klima und trauriger Cultur? In Uebereinstimmung damit sagt er IV, 73: Die Germanen haben immer dieselbe Ursache nach Gallien herüber zu kommen, es ist die Lust nach Beute und besserem Lande.

Als Holtzmann seine Schrift über Kelten und Germanen 1855 herausgab, in der er die Kelten nicht von den Galliern trennte, machte dieselbe das grösste Aufsehen, aber sie fand viele Gegner, weil sie in eine Zeit traf, wo man gerade vieles Germanische den Kelten zuschrieb. Das Studium des Keltischen artete in Deutschland zu einer wahren Keltomanie aus, als deren Vertreter Schreiber 1839 und Monc 1825 genannt werden müssen. Sie gingen so weit, dass nach Schreiber die ganze Bronzezeit den Kelten angehörte. Die Bronzezeit war älter als die Steinzeit, weil Kelten älter als Germanen sind. Holtzmann hat das Verdienst, durch zahlreiche Belegstellen der alten Schriftsteller die grosse Uebereinstimmung von Germanen und Galliern gezeigt zu haben, Beide sind blond, haben helle Haut, blaue Augen; beide sind kriegerisch und gross von Leibesgestalt. Schon früher hat Prichard<sup>1)</sup> gegen die Behauptung von Pinkerton und Macculloch, die Kelten hätten dunkles Haar und dunkle Augen gehabt, die zahlreichen Zeugnisse

---

1) Naturgesch. d. Menschengeschlechtes, deutsch von Wagner u. Witt. Leipzig 1842. III 1 S. 211.

alter Schriftsteller zusammengestellt, welche den Galliern wie Germanen blondes Haar und blaue Augen zuschreiben, er nennt als solche den Virgil, Livius, Strabo, Diodorus Siculus, Lucanus, Silius Italicus, Tacitus, Claudianus und Ammianus Marcellinus. Es kann indessen nicht auffallen, dass bei einem so weit verbreiteten Volke wie die Kelten beide Complexionen, die helle wie die dunkle vorkamen. Aus physiologischen Gründen kann man annehmen, dass die ursprünglich dunkle Färbung von Haar und Auge sich nur in südlichen Ländern erhalten hat, in nördlicheren Gegenden aber wegen der Verminderung des kohlenstoffhaltigen Pigmentes durch stärkeres Athmen sich in die hellere umgewandelt hat. Dass die Lappen im Norden das dunkle mongolische Haar behalten haben, kann dadurch veranlasst sein, dass sie nicht lange genug den Norden bewohnen, um sich dem Klima angepasst zu haben.

Aber die Uebereinstimmung von Kelten und Galliern und die von Kelten und Germanen passt doch nicht auf Alles. Die Kelten werden als ein friedliches, sesshaftes Volk geschildert, welches in Städten wohnte und eine andere Sprache als die gallische redete, deren Reste in Wales und Schottland vorhanden sind. Die Kelten verbrannten ihre Todten, die Gallier begruben sie. Im alten Ueberlande, gegenüber von Bonn wie bei Duisburg und in Westfalen giebt es vorrömische Brandgräber, die als germanische gelten. Schon im Alterthum bekriegten sich gallische und germanische Stämme. Strabo (geb. um 19 n. Chr.) nennt als eines der grössten keltischen Völker die Boji, die den Hercynischen Wald bewohnten, der sich vom Schwarzwald bis zu der Grenze von Dacien der Donau entlang erstreckte. Auch Tacitus nennt die Bojer Gallier. Sie hatten die Cimbren, die um 113 v. Chr. in Italien einfielen, zurückgeschlagen. Sie wurden von germanischen Stämmen nach Böhmen gedrängt. Zu Augustus Zeit wurden sie von den Marcomannen unter Marbod aus Böhmen vertrieben und erscheinen in Boivaria als Bajuwaren. Nach Strabo wurden sie von den Daciern vernichtet und ein Rest von ihnen entkam zu den keltischen Tauriskern.

Der russische Staatsrath v. Becker<sup>1)</sup> hat den glücklichen Versuch gemacht, viele Schwierigkeiten in der Celtenfrage zu beseitigen durch die Annahme, dass unter den Kelten zunächst nur

---

1) K. von Becker, Versuch einer Lösung der Celtenfrage. I. Carlsruhe 1883.

die des mittleren und südlichen Galliens zu verstehen sind, die der römischen Provinz *Celtica*, die später *Narbonensis* hiess und dass ganz Nordfrankreich von germanischen Galliern, von Galatern bewohnt war. Mit Unrecht war der Name *Keltoi* auf alle Gallier bezogen worden. Jene streitbaren Gallier, welche im 4. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung auszogen, um das Jahr 393 in das römische Gebiet einfielen und 280 Macedonien eroberten, nach Griechenland zogen, Delphi plünderten und bis Kleinasien kamen, waren nicht Kelten, sondern Galater, d. h. den Germanen nahverwandte Gallier.

Eratosthenes schrieb über die Geschichte der Gallier in Kleinasien 40 Bücher *Galatica*, nicht *Celtica*. Der Name Galater kann von *gala*, Milch, kommen, die Römer sprechen von den *colla lactea*, den milchweissen Hälsen der Gallier. Virgil sagt von ihnen: *Lactea colla auro innectuntur*, *Aeneis VIII*, 657. Timaeus nennt die Gallier, welche in Macedonien einfielen, immer Galater.

Die Verallgemeinerung des Celtennamens ist, wie v. Becker zeigt, durch Herodot veranlasst, der die Donau im Lande der Celten entspringen lässt und die Celten an den Pyrenäen mit den Völkern an den Quellen der Donau verwechselt hat. Er sagt IV, 49: Der Istros strömt durch ganz Europa von den Kelten an, dem äussersten Volke in Europa, nach dem Sonnenuntergang zu. Auch Aristoteles lässt die Donau auf den Pyrenäen entspringen. Diese Unwissenheit des Herodot rügt auch Bertrand, aber sie ändert nichts daran, dass er Kelten in Spanien kennt, die sich mit Iberern vermischten. Neben Diodor und Strabo ist Polybius, der 146 v. Chr. lebte, ein wichtiger Schriftsteller in Bezug auf die Gallier. Die Donaugallier heissen bei ihm nie Celten, auch die Allobriger und Bojer werden von ihm Galater genannt. Er schildert V, 28 die Gallier als weiss und blond und sagt, dass sie einen Schnurrbart tragen, er beschreibt ihre Lanze mit langer Spitze, das ist der Angon der Germanen. Bedeutsam ist auch die Stelle bei Strabo VII 1, 2: „die Römer gaben den Germanen den rechten Namen, sie nannten sie echte Gallier, *germanos Galatos*“. Diese Erklärung wird aber heute nicht mehr für die richtige angesehen. Man hält den Namen für deutsch und er bedeutet Speermänner.

Bisher hat man vorzugsweise die Kriegszüge der Gallier im 4. und 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung in's Auge gefasst, auf denen sie von Gallien aus bis nach Kleinasien zogen. Aber wann sind sie aus Asien nach Westeuropa gelangt? Wir haben von ihrer Anwesen-

heit hier ältere Zeugnisse. Thierry glaubt, dass die Ligurer schon im 16. bis 17. Jahrh. durch die Kelten von den Pyrenäen verdrängt worden seien. Auf den ägyptischen Wandgemälden, welche die Eroberungszüge Ramises des II., des biblischen Sesostris, darstellen <sup>1)</sup>, ist ein Volk dargestellt mit blondem Haar, blauen Augen und, wie man aus dem langen Gesichte schliessen darf, von hohem Körperwuchs, welches vielleicht mit andern Völkern des Mittelmeers, welche gegen Aegypten Krieg führten, in der späteren Inschrift von Karnak <sup>2)</sup> genannt ist. Man möchte darin Gallier oder Germanen aus dem 15. Jahrh. v. Chr. erkennen. Es werden in jener Inschrift <sup>3)</sup> Libyer (Rebu), Tyrrhener (Tursa), Sikuler (Sakalas), Sardinier? (Sartana), Ansonier (Uashashan), Akaios und Leku genannt, die letzteren waren Lykier und Karer. Wenn zur Zeit der Völkerwanderung Vandalen bis nach Nordafrika kamen, als deren Nachkommen die blonden und blauäugigen Stämme im Atlas betrachtet werden, warum sollten nicht nördliche Völker schon 2000 Jahre früher eben dahin oder an die Ufer des mittelländischen Meeres gekommen sein? Auch Faidherbe bezog jene Bilder auf nordische Einwanderer. Ich selbst habe darauf aufmerksam gemacht, dass man unter ägyptischen Mumien Schädeln zuweilen den keltischen Schädeltypus findet, so in No. 24 und 343 der Blumenbach'schen Sammlung <sup>4)</sup>.

Die asiatische Cultur ist so alt, dass wir annehmen dürfen, schon einige Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung seien Einwanderungen von dort nach Europa erfolgt. Die Cultur Aegyptens wird bis 4000 v. Chr. zurückgerechnet. Fr. Hommel <sup>5)</sup> benutzt den ältesten assyrischen Namen für den Monat der Aussaat, um die babylonische Cultur bereits 7 oder 8000 Jahre v. Chr. bestehen zu lassen. Nach J. Oppert müssen die Cyclen der Assyrer und Aegypter auf das Jahr 11542 v. Chr. zurückgehen, weil sie in diesem Jahre zusammentreffen. Nach ihm giebt es Inschriften aus dem Ende des 5. Jahrtausends, die von Beziehungen Chaldäa's zu Aegypten reden. Das Urvolk der Phönizier lebte am arabischen und persischen Meerbusen und zog von dort lange vor der Ankunft der Israeliten in seine

1) J. Rosellini, Monum. dell' Egitto. Pisa 1832 III T. 79.

2) de Rougé, Revue archéol. XVI p. 35.

3) Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie Italiens. Wien 1877. S. 50.

4) Verh. des naturh. V. Bonn 1880, Correspbl. S. 107 und Göttinger Schädel-Katalog 1874, S. 54.

5) Das Ausland, 1891 No. 14.

nachherigen Wohnsitze. Sidon heisst bei Moses der erstgeborene Sohn Kanaans. Schon um 1500 wurden unter Agenor Colonien nach Kleinasien, Creta, Libyen und Griechenland ausgesendet. Bei der Niederlassung der Juden in Palästina um 1440 heisst Sidon die grosse Stadt, bei Homer ist es vor allen Städten der Erde berühmt wegen seiner künstlerischen Arbeiten. Schon um 1300 war Tyrus, welches nach Josephus um 1184 gegründet war, eine reiche und blühende Stadt, mächtig durch Handel und Schiffahrt. Gades, das heutige Cadiz, und Carthago waren tyrische Colonien. Im 12. Jahrh. legten die Phönizier Colonien in Afrika an, Utika ward um 1170 gestiftet und zu Salomons Zeit war die Fahrt nach Tarschisch, der Südwestküste Spaniens, schon ganz gewöhnlich. Massilia<sup>1)</sup> wurde erst um 600 v. Chr. von Phocäern gegründet.

Es fragt sich ferner, ob wir den Kelten eine eigenthümliche Kunstbildung zuschreiben können.

Zu den ältesten Münzen gehören die keltischen. Die sogenannten Regenbogenschüsselchen sind den Kelten eigenthümlich und können nicht den später verbreiteten Nachahmungen griechischer und römischer Münzen durch die Gallier gleichgestellt werden. Sie deuten in ihrem Gepräge mit dem Triquetrum auf Kleinasien, wo es, wie auf Thongeräthen von Troja, so auf lykischen Münzen vorkommt. Die 3 Doppelkreise und 5 Kugeln hat Streber in glücklicher Weise auf den Gestirndienst der asiatischen Völker bezogen. Das Gewicht der keltischen Münzen deutet in der bestimmtesten Weise auf den asiatischen Ursprung der keltischen Cultur<sup>2)</sup>. Das Maximum des Gewichtes der Regenbogenschüsselchen = 7,83 gr lässt kaum einen Zweifel, dass diese Münzen dem System der karthagischen Mine von 780—784 gr angehören. Es giebt karthagische Grossstücke von 23.40 gr und kleinere Nominalen von 7.80 und 3.90 gr. Dasselbe Gewicht ist in Lydien nachweisbar als Gebrauchsgewicht; eine Doppelmine von 1560 gr ist in Athen gefunden. Zu diesem System gehören ferner gewisse etruskische Münzen im Betrage von 7.85 und höher. Es giebt auch ein ältestes römisches Ass-Stück von 390.13. Der römische Aureus aus der späteren Regierungszeit des Augustus wog 7.80 gr und die Norm des römischen

1) Dederich, Rhein. Mus. IV 1836. Heft 1.

2) C. F. Lehmann: Altbabylonisches Maass und Gewicht und deren Wanderung. Berl. Z. f. Ethn. 1889 Sitzb. S. 245. Rh. Jahrb. LXXXVI, 1888 S. 64.

Silberdenars vor Nero war 3.90 gr. Nissen sagt, Griech. u. Röm. Metrol. 1886 S. 707, dass der Betrag der karthagischen Drachme = 3.90 gr. von den Römern nach längerem Schwanken seit dem Ende des Hannibalischen Krieges für ihren Denar herüber genommen worden sei. Wenn aber Lehmann sagt, dass das auf den Regenschüsseln häufig erscheinende Triquetrum, welches auf einer punischen Stele nachweisbar ist (Gesenius Monum. phoen. p. 205) und noch heute im Wappen der Stadt Palermo figurirt, als Bestätigung der ursprünglich punischen Herkunft desselben angesehen werden könne, so vergisst er, dass es neben dem Hackenkreuz schon auf den Funden von Troja und auf lykischen Münzen erscheint, die auch napfförmig sind. Es kann nicht auffallen, dass es in Palermo sich erhalten hat, weil es bekanntlich schon im Alterthum auch als Symbol des dreispitzigen Siciliens galt.

Ein sehr häufiges Geräthe der Bronzezeit, ein Beil, das aber auch Waffe war, hat in Frankreich den Namen Kelt erhalten, weil man es den Kelten zuschrieb. Das Wort Celtis, Meissel kommt im Alterthum nicht vor, sondern soll nach von Becker, Archiv f. Anthrop. S. 139 auf einem Schreibfehler beruhen, indem in einer Abschrift der Vulgata aus dem 15. Jahrh. an einer Stelle, wo von Werkzeugen die Rede ist, ein Abschreiber celte statt certe geschrieben hat. Die Kelten haben diesen Kelt nicht erfunden, sie haben ihn aber verbreitet, er findet sich in Scandinavien, England, Deutschland, Frankreich, Spanien, er fehlt bei Griechen und Römern, er ist nur da, wohin Kelten gekommen sind. Der Ursprung dieses Geräthes ist in Aegypten zu suchen. Schweinfurth hat dasselbe in Eisen als das gewöhnliche Beil in Abyssinien gefunden. Es sind deren in ihrer eigenthümlichen Fassung mit einem im Winkel gebogenen Stiel von Montelius aus Aegypten abgebildet L'Anthropologie, Paris 1890 T. I, 1. Pl. IV—V. Für den fast ausschliesslichen Gebrauch des Keltens als Waffe, den wir erst aus den oben angeführten bildlichen Darstellungen erfahren haben, spricht, wie es scheint, der Umstand, den Szombathy anführt, indem er sagt, in den mehr als 1000 Gräbern der Hallstatt-Periode in Krain ist bis jetzt neben etwa 200 Hohl- und Lappencelten nur ein einziges Schwert gefunden worden. Doch wird man zugeben müssen, dass der Kelt in diesen Fällen nicht als Waffe, sondern als Werkzeug den Todten mitgegeben sein kann. Auch Nane sagt von den Grabfunden Oberbayerns, dass sie mehr auf friedliche Bewohner, die den Acker

bauen, deuten, als auf kriegerische Zeiten. Eine auffallende Erscheinung bleibt es, dass in einigen Gegenden Deutschlands, wo Römer mit Germanen kämpften, sich wie in der Wesergegend bei Vlotho Bronzekelte in besonderer Menge finden. Sollten einige Germanenstämme sich kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung noch des Keltens als Waffe bedient haben?

Eine eigenthümliche Form des Bronzekeltes ist die doppelhenkelige, die für Portugal bezeichnend ist und nur ausnahmsweise in andern Ländern, wie in England <sup>1)</sup>, vorkommt. Sie erinnert an die doppelhenkeligen Thongefässe des alten Griechenlands, wie sie Schliemann, Atlas Taf. 92, abgebildet hat.

Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass die Kelte wahrscheinlich auch Tauschmittel, wie Barren, Ringe, Pfeilspitzen gewesen sind, weil sie in bestimmten Gewichtstheilen vorkommen. Vom Ringgeld <sup>2)</sup> ist dies bekannt, es kommt schon auf ägyptischen Gemälden vor und seiner wird in altdutschen Dichtungen oft gedacht, so im Hildebrandsliede, im Waltharliede, in der Edda, dem Gudrunlied. Oft heisst es Baugen und Ringe. Jenes Wort ist uns verloren; im Französischen ist *bague* erhalten. Zu Zeiten des arabischen Handels in Ostdeutschland wurden zerhackte Silbergeräthe als Geld gewogen. Wir wissen, dass chinesische Kaufleute dasselbe noch heute auf die Messe von Irbit bringen.

Die höchste Kunstbildung haben die keltischen Stämme in den österreichischen Alpenländern, in Kärnthen und Krain wie in Oberitalien, erreicht, und zwar in der Metallarbeit, wie sie uns in den Darstellungen menschlicher und thierischer Figuren auf den getriebenen Bronzeemern und Gürtelblechen erscheint, die für die Kunstgeschichte so ausserordentlich wichtig sind <sup>3)</sup>. Die Vorbilder dieser Arbeiten sind gewiss in Griechenland zu suchen, aber die Waffen und Helme, die darauf dargestellt sind, sind dieselben, die wir in den Gräbern des Landes finden. Auf der Situla von Bologna ist ein Reiter und ein Fussgänger mit dem Kelt als Waffe zu sehen, ebenso auf dem

1) J. Evans, *Ancient Bronze Implements*. London 1881 p. 97.

2) Dr. M. Much, *Baugen und Ringe*. *Mitth. d. Anthrop. G.* Wien IX 1879 No. 4.

3) F. von Hochstetter, *Die neuesten Gräberfunde von Watsch* u. s. w. *Wiener Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl.* XLVII. Wien 1883. Graf G. Wurmbrand, *Ein Gürtelblech von Watsch*. *Mitth. d. Wien. Anthrop. Ges.* XIV 1884. *Rh. Jahrb.* LXXXII Taf. I u. *Wiener Anthrop.* V. 1889 S. 176.

Gürtelblech von Watsch. Damit ist die Ansicht Beckers<sup>1)</sup> widerlegt, der 1878 sagte, Streitmeissel habe es nie gegeben. Die Männer mit dem breitrandigen Hute kommen auf einem babylonischen Cylinder des Grazer Museums vor<sup>2)</sup>. So etwas wurde von gallischen und germanischen Völkern nie fertig gebracht. Die keltische Kunstbildung ist aber, nachdem Römer und Germanen diese Länder besetzt haben, gänzlich zu Grunde gegangen. Dass die Kelten von Hallstatt mit der griechischen Cultur von Olympia in naher Beziehung standen, haben die durch das deutsche Reich hier veranstalteten Grabungen gezeigt<sup>3)</sup>. In den tieferen Schichten der Altis, des heiligen Haines, fanden sich Weihgeschenke der vorgeschichtlichen Zeit<sup>4)</sup>, darunter Bronzebleche mit linearen geometrischen Verzierungen und mit Thierfiguren wie in Hallstatt. Schon Sophus Müller vermisse die Berührungen von Olympia mit der europäischen Bronzezeit, es fehlen dort die Paalstäbe und Hohlkelte, die konischen Situlen, die cylindrischen gerippten Eimer, aber in allen Schichten findet sich das Eisen. Die Griechen von Mykene und Tiryns waren von denen Homers verschieden, dort wurden die Leichen bestattet, bei Homer wurden sie verbrannt. Dieser ertheilt der phönizischen Kunst den höchsten Preis, während in Mykene sich asiatischer Einfluss bemerklich macht. Hörnes denkt an die Skythen als Lehrmeister der Griechen im Schmieden des Eisens. Die Chalyber am Pontus werden als Erfinder desselben genannt und schon in das Jahr 1200 v. Chr. gesetzt. Die Funde von Koban im Kaukasus haben nach ihm Aehnlichkeit sowohl mit denen von Hallstatt wie mit denen von Olympia. Auch bei Gurina<sup>5)</sup> in Kärnthen giebt es Spuren keltischer Cultur. Es kommen keltische Silberringe vor. Meyer setzt die dort gemachten Funde in das 4. Jahrh. v. Chr. Eine Inschrift wird den Venetern, einem illyrischen Stamme zugeschrieben. Hier scheint ein illyrischer Stamm von Kelten umgeben gewohnt zu haben. Strabo sagt, dass unter den Norikern Illyrier wohnten. In der römisch-griechischen Kunst der ersten römischen Kaiserzeit fehlt

1) Archiv f. Anthrop. X, 1878 S. 139.

2) Fischer u. Wiedemann, Babylon. Talismane aus dem hist. Museum in Graz. Mit 3 Tafeln. Stuttgart 1881.

3) Vgl. M. Hörnes, Die Bronzefunde von Olympia und der Anfang der Hallstatt-Cultur. Ausland 1891 No. 15.

4) E. Curtius u. Fr. Adler, Olympia IV 1890.

5) Rh. Jahrb. LXXXI, 1886 S. 169.

es nicht an Anklängen an die Vorgeschichte der Kelten, die beweisen, dass diesen die ältere griechische Cultur nicht fremd war. Furtwängler sagt in dieser Festschrift S. 34 bei Beschreibung der Mehrumer Bronzeimer, dass die Form derselben mit dem eingezogenen Halse sowohl schon in den altitalischen Funden als in den vorrömischen aus der Hallstatter und der La Tène Periode in Mitteleuropa erscheint und ihr Auftreten in der römischen Kaiserzeit nur das Wiederaufleben eines alten nichtgriechischen Typus war. Prichard sagt aber <sup>1)</sup> mit Recht, da kein alter Schriftsteller berichtet, dass die Alpenvölker Auswanderer aus Gallien seien, so müsse man schliessen, dass die ursprünglichen Niederlassungen der celtischen Rasse die ganze Gebirgskette im Norden von Italien bis an das adriatische Meer umfassten. Man kann auch nicht nachweisen, dass die Bojer aus Gallien und weiter westlich als von der Grenze der Helvetier herkamen, also sind auch sie die ursprünglichen Bewohner der Donauländer bis nach Böhmen. Dabin können sie aber nur aus dem Osten in vorgeschichtlicher Zeit eingewandert sein.

Einer unbekanntem Zeit gehören auch die den Kelten zugeschriebenen megalithischen Denkmale in Salisbury und der Bretagne an, sowie die verglasten Burgen Schottlands, die in Deutschland nur an vereinzelt Stellen gefunden wurden <sup>2)</sup>. Die absichtlich durch Feuer zusammen geschmolzenen Mauern waren von Canälen durchzogen, die mit Kohlen gefüllt waren, also ein Vorbild unserer Ziegelöfen. Die Alten kannten in vorrömischer Zeit das Ziegelbrennen nicht. Die Mauern Babylons sind aus an der Sonne gebrannten Ziegeln gebaut. Die Stelle bei Moses I, 11. 3 „wohlan, lasset uns Ziegel streichen und brennen“ kann sich nur auf den Sonnenbrand beziehen. Die der römischen Kunst vorausgehenden, nur nach den Fundorten genannten Perioden von Hallstatt und La Tène müssen den Kelten zugeschrieben werden.

In letzter Zeit hat man in Deutschland besonders schön und bunt verzierte Thongefässe gefunden, so in Baden <sup>3)</sup> und Bayern <sup>4)</sup>. Die ger-

1) a. a. O. S. 101.

2) Anthropol.-Vers. in Regensburg 1881 S. 101 und Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn 1882, Sitzb. S. 7.

3) E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden. Karlsruhe 1885.

4) J. Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Stuttgart 1887. Taf. 51—54. Rh. Jahrb. LXXXV, 1888 S. 134.

manischen Aschenurnen des Niederrheins und Westfalens, deren Formen Wilms und Borggreve<sup>1)</sup> abgebildet haben, sind davon durchaus verschieden. Sind jene nicht dem höher entwickelten keltischen Volke zuzuschreiben, zumal auf ihnen die in Pyramiden gestellten Kugeln, wie auf den Regenbogenschüsselchen vorkommen? Auf der von Wagner auf Taf. VII dargestellten Urne aus dem Grabhügel von Buchheim, A. Freiburg, erkennen wir im Ornament die Ringe und Kugeln der keltischen Münzen wieder. Die gleichen farbig verzierten Thongefässe enthielt auch das Grabfeld von Hallstatt, vgl. von Sacken Taf. XXVI. Auch die von Heger und Szombathy<sup>2)</sup> beschriebenen Thongefässe aus den Tumuli von Marz in Ungarn und von Gemeinlebar in Nieder-Oesterreich können mit ihrer bunten Bemalung und den geometrischen Ornamenten, in denen das Dreieck vorherrscht, wenn sie auch in den Thierfiguren und menschlichen Darstellungen an die Funde Schliemanns erinnern, mit zahlreichen andern Grabgefässen Nieder-Oesterreichs den Kelten zugeschrieben werden, wiewohl sie gleich der Hallstattcultur den vorkeltischen Bewohnern des Landes zugeschrieben zu werden pflegen. Die unter dem Landvolke in Tyrol und der Schweiz erhaltene Schnitzkunst ist sie nicht vielleicht ein Rest keltischer Bildung?

In England tritt in der Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Römer ein keramischer Kunststil auf, den Franks als den spät celtischen bezeichnet hat. Er ist neuerdings in dem Urnenfelde von Aylesford zu Tage getreten und von A. Evans<sup>3)</sup> eingehend beschrieben worden. Er beweist, wie lange der Einfluss südlicher keltischer Kunst auf die keltischen Völker des Nordens bestanden hat. Evans setzt das Grabfeld nach den gefundenen gallischen Münzen und den Bronzewaffen der La Tène-Zeit in die letzte Hälfte des 1. Jahrh. und an das Ende des 2. Jahrh. v. Chr. Nichts erinnert an die Römer, die unter Claudius (43 n. Chr.) das Land eroberten. Die Aschenurnen mit hohem Fuss und horizontalen erhabenen Streifen verziert sind auf der Drehscheibe gemacht und kommen auch im östlichen Frankreich, am Rhein bei Worms, in Norditalien, Illyrien und Kärnthen vor. Sie sind auch in diesen Ländern die Nachbildung bronzener Gefässe in Thon. Auch bronzene Eimer und Kannen

1) Rh. Jahrb. LII, 1872 Taf. IV—VII. Z. f. vaterl. Gesch. V, 1865 Taf. II.

2) Mitth. d. prähist. Kommiss. d. K. Akad. d. Wiss. I No. 2. Wien 1890.

3) Arthur J. Evans, On a Late-Celtic Urn-Field at Aylesford, Kent. Westminster 1890.

gleichen denen von Este und der Certosa von Bologna. Das mykenische Triquetrum, das auf griechischen und etruskischen Vasen des 4. und 5. Jahrh. v. Chr. erscheint, fehlt nicht auf einem bronzenen Trinkgefäss von Elveden in Essex und findet sich auf den keltischen Münzen Galliens und Illyriens. Evans glaubt, dass die gleichen Münzen, Urnen und Situlae einer Einwanderung gallischer Stämme aus Belgien entsprechen, welche auch die Verbrennung der Todten eingeführt hat. Caesar sagt, dass der König der Atrebaten, Commius, um die Mitte des 1. Jahrh. einen grossen Theil von Britannien beherrscht habe. In dem Grabhügel von Arras, in Yorkshire, ist ein Krieger mit seinem Wagen und den Pferden bestattet wie in den gleichen Gräbern der Champagne und des Rheinlandes, die nach den Beigaben in das 3. bis 5. Jahrh. gesetzt werden. Auch in den keltischen Gräbern von Marzabotto aus dem 5. Jahrh. v. Chr. herrscht die Bestattung, erst im 3. Jahrh. beginnt die Verbrennung. Evans betrachtet die gemalten Vasen von Baden, Württemberg und Bayern als der Hallstattgruppe angehörig und als die glänzendste Leistung der keramischen Kunst der Kelten, und vermuthet, dass auch die spät keltische Kunst damit noch einen Zusammenhang hatte. Nur die auf Taf. IX Fig. 8 abgebildete Urne stimmt mit jenen in Deutschland gefundenen vollständig überein.

Gegenüber solchen Erzeugnissen, die mit mehr oder weniger Sicherheit den Kelten zugeschrieben werden, giebt es ein Kunstgeräthe, welches den Galliern eigenthümlich ist, es ist der gedrehte Halsring, der Torques. Auf zahlreichen Darstellungen der Gallier aus römischer oder griechischer Zeit, die sich auf die Zeit ihrer Wanderung nach dem Osten beziehen, findet er sich. Auf dem berühmten Mosaikgemälde aus Pompeji im Vatican, das man für die Darstellung einer Schlacht Alexanders des Grossen gegen die Perser am Issos oder bei Arbela gehalten hat <sup>1)</sup>, das aber nach Bergk <sup>2)</sup> die Schlacht der Griechen gegen die Gallier bei Delphi im J. 279 v. Chr. vorstellt, trägt ein stürzender Gallier und ein Gefallener, ein Krieger auf dem Wagen und einer zu Pferde, den Torques um den Hals. Bei zweien hängt die Kette bis auf die Brust, bei zweien ist sie vorn offen, aber auch weiter als ein blosser Halsring. Diese Deutung Bergk's ist sehr unwahrscheinlich. In allen Darstellungen der Kämpfe gegen die Kelten und Galater sind die Gallier nackt oder

1) Vgl. das farbige Bild bei Overbeck: Pompeji. Leipz. 1856. S. 425.

2) Verh. d. naturh. V. Bonn, 1877 S. 35 u. Rh. Jahrb. LXII, 1878 S. 168.

mit Hosen dargestellt, aber sie tragen keine bunten Gewänder und haben den Kopf nicht in Tücher gehüllt. Diese Kleidung passt für Orientalen. Auch die Gesichtszüge sind nicht die der Gallier, ebenso sind die gewundenen Halsketten von dem Torques verschieden. Als die Gallier in Italien um 225 v. Chr. einfielen, kämpften die Gae-saten nackt, Polyb. II, 28. 8. Als Marcellus die Gallier 196 bei Como besiegte, erbeutete er viele goldne Hals- und Armringe, ein sehr schwerer wurde im Jupitertempel auf dem Capitol aufgehängt, Liv. XXXIII, 36.

Die Angaben der alten Schriftsteller über den Torques der Gallier und die Darstellung desselben auf den Kunstdenkmälern des Alterthums sind, trotz der Einwände von Mohnike Rh. Jahrb. LXII, 1878 S. 158, äusserst zahlreich <sup>1)</sup>. Der römische Senat schenkte dem Bruder des Gallierkönigs Cincibilus, der als Gesandter nach Rom kam, zwei goldne Torques für seinen Bruder, Liv. XLIII, 5. Noch einmal schenkte der Senat einem gallischen Fürsten einen solchen Ring, Liv. XLIV, 14. Nach Quintilian schenkten die Gallier dem Augustus einen Goldring, der 100 Pfl. schwer war. Nibby hat den sterbenden Krieger vom Capitol schon 1821 als Gallier bezeichnet, ebenso später Visconti und Longpérier, Bullet. archéol. de l'Athenaeum franç. Juin 1856. Auch in der Gruppe Aria und Pactus der Villa Ludovisi trägt der Gallier einen Halsring, der unter den Falten des Gewandes erscheint. Beide Bildwerke werden der Schule von Pergamum zugeschrieben und als Theile des Weihgeschenkes des Königs Attalus nach dem Siege über die Kelten angesehen. Eine Bronzebüste der Sammlung Danicourt, die vielleicht den Vincetrix vorstellt, trägt einen Halsring, wie auch die Köpfe auf zwei gallischen Silbermünzen. Dasselbe zeigt ein Marmorkopf im Museum von Bologna <sup>2)</sup>. Die Gallier auf der Camée des Augustus in Wien tragen den Torques, der vorn geschlossen ist und etwas herabhängt <sup>3)</sup>. Auf einem Basrelief aus der Stadtmauer von Narbonne ist ein gefallener Gallier dargestellt, der einem andern den Torques vom Halse raubt. Die Asse von Arminium (Rimini), welches die semnonischen Gallier um 524 v. Chr. eroberten und bis 268 inne hatten, zeigen einen Krieger mit dem Torques,

1) J. du Baye, Le Torques. Caen 1886, und Salomon Reinach, Les Gaulois dans l'art antique. Revue archéologique. Paris 1889.

2) Gazette archéol. 1885.

3) Revue archéol. 1880 p. 65 Pl. XIII et XIV.

wie er sich auf zahlreichen gallischen Münzen findet. Weil man den Torques in Gräbern ohne Waffen fand, wollte man ihn auch für einen Schmuck der Weiber halten. Dagegen sprechen alle Ueberlieferungen und die Darstellungen auf Denkmälern. Doch wird der Fund eines Torques bei einer Gallierin neuerdings bestätigt <sup>1)</sup>. Auf der grossen Camée des Augustus im k. k. Cabinet zu Wien sind die Torques der gefangenen Gallier vorn geschlossen und etwas herabhängend. Zweimal findet sich der Torques auf dem Sarkophag der Villa Pamfili in Rom. Hier ist auch eine Waffentrophäe mit dem Scalp eines Galliers gekrönt. Auf einem Basrelief des Arc d'Orange sind alle abgeschnittenen Köpfe mit Ausnahme eines einzigen ganz kahl <sup>2)</sup>. Die Sitte des Scalpirens herrschte, wie wir schliessen müssen, bei den Römern wie bei den Galliern und noch heute bei den Wilden. Strabo erzählt nach Eratosthenes von den Belgiern, dass sie den Kopf der Feinde als Trophäe aufhängen. Plinius VII, 22 berichtet von Kannibalen nördlich vom Borysthenes (Dnieper), dass sie die Kopfhaut der Erschlagenen mit den Haaren als Mantel vor der Brust tragen. Auch auf dem berühmten 1830 in einem Weinberge vor Rom gefundenen Sarkophage Ammendola, jetzt im Museum des Capitols <sup>3)</sup>, befinden sich Siegestrophäen mit Helmen, Schildern, Rüstungen und dem Scalp der Gefallenen. Vier nackte und ein mit Hosen und Schuhen bekleideter Gallier tragen den Torques, der mehr oder weniger deutlich vorn einen Verschluss hat. Diodor sagt, der Torques sei ein Zeichen der Vornehmheit bei den Kelten gewesen, später war er das Abzeichen jedes gallischen Kriegers. Der Sarkophag wurde nach dem Finder so genannt, man glaubt, er stelle die Schlacht von Telamon vor, die 225 v. Chr. stattfand. Die Torques haben mehr oder weniger deutlich vorn einen Verschluss. Der des sterbenden Galliers endigt vorn in zwei Knöpfen, wie der reich verzierte goldne Halsring von Waldalgesheim im Bonner Museum. Die dargestellten nackten Gallier tragen Bart und Schnurrbart. In vielen andern Darstellungen haben sie nur den Schnurrbart. Darin gleichen sie den Britten. Caesar sagt von diesen (*bell. Gall. V, 14*): *omni parte corporis rasa, praeter caput et labrum superius*. Polybius erzählt II, 28, 8, dass in der Schlacht von Telamon die Gaesaten, um ihren Muth zu zeigen, die Kleider

1) *Revue archéol.* 1888 I p. 19.

2) *Lenormant, Mém. sur l'Arc d'Orange* 1857 p. 31.

3) *Revue archéol.* 1889 Pl. I, Blackie, *Annali del Inst.* 1837, p. 307.

abwarfen und nackt fochten. Auch sagt er, dass in dieser Schlacht kein Gallier in den ersten Reihen gestanden habe, der nicht mit dem Torques geziert gewesen sei. Im Jahre 1876 wurde oberhalb Coblenz beim Oberwerth ein nach Art eines Torques gewundener goldner Arming aus dem Rheine gebaggert<sup>1)</sup>, dessen Enden hackenförmig zum Schliessen umgebogen sind; er darf um so mehr als gallisch bezeichnet werden, als ähnliche mehrfach in Frankreich gefunden worden sind. Ich hatte an den im Rhein versenkten Schatz der Nibelungen erinnert. Geibel hat den Fund in diesem Sinne besungen. Der Ring ist im Königl. Schlosse zu Coblenz aufbewahrt. Die einfache Windung dreier Golddrähte und der Verschluss durch gekrümmte Haken lässt ihn als die älteste und ursprünglichste Form des Torques erscheinen, während später das blosse Drehen eines viereckigen Stabes den Schein um einander gedrehter Stäbe hervorbringen kann, oder auch in gegossene Ringe die Windungen eingeschnitten sind.

Livius berichtet auch XXXVI, 40, dass nach der Besiegung der Bojer durch den Consul P. Cornelius im Triumphzug desselben 1471 Torques aus Gold aufgeführt wurden. Manlius, der im Zweikampf 358 v. Chr. einen vornehmen Gallier besiegte und ihm den goldnen Halsring abnahm, erhielt den Beinamen Torquatus, vgl. Livius VII, 10. Auf Münzen des L. Torquatus sieht man auf dem Revers einen Torques<sup>2)</sup>. Der sterbende Fechter, den Winckelmann für einen Herold gehalten hatte, verräth in seinen Zügen den Gallier und trägt den gewundenen Halsring. Das Horn, welches neben dem Fechter am Boden liegt, gab Winckelmann die Veranlassung, denselben für einen Herold zu halten. Die Herolde bei den Spielen von Elis, die in das Horn zu blasen hatten, trugen, wie eine griechische Inschrift besagt, einen Strick um den Hals, damit ihnen, wie Salmasius vermuthet, beim Blasen nicht etwa eine Ader springe<sup>3)</sup>. Nach Tacitus Annal. II, 9 wurde dem Bruder des Arminius, dem Flavius, als Belohnung die Halskette verliehen. Schon in Hallstadt kommt der Torques vor, auch in Ungarn, Pulsky<sup>4)</sup> hat das Fragment eines aus Golddrähten gewundenen Torques des Pesther Museums abgebildet. Ebendasselbst befinden sich 17 Torques aus dem

1) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1877, Sitzb. S. 34.

2) Cohen, Descript. des medaill. consul. p. 198.

3) Winckelmann, Ges. Werke V, 1825 S. 390.

4) Die Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn, Budapest 1879.

Schatze von Fokoru, der von Pulsky an den Schluss der Hallstatter Periode gesetzt wird.

Wenn Lindenschmit vom Einfluss der Kelten auf die Kunst der Merowinger Zeit nichts wissen will und diese für eine in Deutschland entwickelte hält, so hat er in gewissem Sinne recht, wenn er aber deshalb eine Einwanderung der Germanen aus Asien leugnet, die zum wenigsten 1000 Jahre früher stattgefunden hat, so stellt er willkürlich Alles in Abrede, was für die Herkunft der Sprache, der Religion und Kunst, ja der ganzen europäischen Kultur aus Asien mit zwingender Beweiskraft beigebracht werden kann. Es möchte kaum ein zweites Beispiel der Art bekannt sein, dass ein Volk des Alterthums seine Wohnsitze auf einer gewissen Stufe der Kultur in so eigenthümlicher Weise bezeichnet hat, wie es die Kelten in früherer Zeit durch den Bronzezeit und später durch den Torques gethan haben. Der erstere hat aber eine viel weitere und ältere Verbreitung in Europa, wo er sich in Scandinavien, in ganz Süd- und Westdeutschland, in Frankreich, Belgien, England, Irland, Spanien und Portugal zahlreich findet, als der letztere, der mehr auf das den Römern bekannte Gallien beschränkt bleibt. Auch die megalithischen Denkmale Westeuropas muss man den Kelten und Germanen zuschreiben, darum müssen sie aber nicht überall vorhanden sein, wo Kelten wohnten, denn in Nordeuropa beschränken sie sich auf die Gegenden, wo es erratische Blöcke giebt. Holtzmann irrt deshalb, wenn er sagt, die Grenze der Kelten trifft mit der der Menhirs und Dolmen westlich von einer Linie von der Rhonemündung bis Brüssel zusammen. In Frankreich ist ihr Name Dolmen keltisch. Sie sind nicht weniger häufig in holländischen Bezirke Drenthe, dem alten Sachsenlande. Nur germanische Stämme können sie in Nordafrika errichtet haben. Die Schädel des Hüfengraves von Wintergalen<sup>1)</sup> sind germanische, die der Steingräber von Mecklenburg<sup>2)</sup> zum grossen Theil. In dem Kegelgrave von Schwaan liegt der dolichocephale Germane mit dem Bronzeschwert langgestreckt, unter ihm sind in hockender Gestalt acht Todte beigelegt, von mehr brachycephaler Schädelform, es sind wohl die mit ihrem Herrn geopfert Diener<sup>3)</sup>.

Betrachten wir, ob die kranziologische Untersuchung uns eine genauere Kenntniss des keltischen und germanischen Volksstammes

1) Die Anthrop.-Vers. in Münster, Leopoldina XXVII 1891 No. 3—8.

2) Bericht über die Anthrop.-Vers. in Schwerin, 1871 S. 57.

3) Jahrb. d. Ver. f. Meckl. Gesch. XIX 1854, S. 297 u. XXIV 1859, S. 167.

zu verschaffen im Stande ist. Vor 50 Jahren schrieb Prichard <sup>1)</sup>: „Ueber die Form des Kopfes bei den alten Deutschen haben uns die klassischen Schriftsteller keine Beobachtung hinterlassen. Man könnte hierüber durch die Ueberreste in alten Gräbern Aufschluss erhalten, allein ich weiss nicht, ob ein derartiger Versuch in umfassender Weise gemacht worden ist. Die jetzigen Deutschen haben bekanntlich grosse Köpfe, an denen der vordere Theil des Schädels erhalten und vollkommen entwickelt ist. Sie haben diese Eigenthümlichkeit der Form in einem höheren Grade, als die Franzosen oder Engländer.“ Heute ist eine kaum überschbare Menge von Grab Schädeln des keltischen und germanischen Alterthums gemessen und beschrieben, aus der wir die Verwandtschaft dieser Volksstämme zu erkennen vermögen und die Unterschiede, welche verschiedenes Klima und ein verschiedener Grad der Bildung ihnen aufgeprägt hat oder auch die Vermischung mit andern Schädelformen, wie sie uns in Ungarn oder im Finnen entgegen tritt. Die Kraniologie hat eine allen keltischen Stämmen zukommende Schädelbildung nicht nachweisen können. Ganz hoffnungslos ist diese Aussicht für diejenigen Forscher, welche glauben, dass von Klima und Kulturstufe ganz unbeeinflusst der Schädel durch unveränderliche Merkmale seinen Rassentypus bewahren soll und dieser nur durch Vermischung mit andern sich ändern könne. Wie irrig diese Ansicht ist, zeigt uns der Typus germanischer Reihengräber vom 4. bis 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung, der als eine Stammesbildung in der heutigen Bevölkerung Deutschlands nicht mehr vorkommt. Wo sich das blonde Haar und das blaue Auge der Germanen erhalten hat, kann nicht von Vermischung der dolichocephalen mit brachycephalen Elementen die Rede sein, da kann nur der Einfluss der Kultur auf die zunehmende Breite des Schädels, die zur Brachycephalie neigende Mesocephalie als die heute unter den Deutschen vorherrschende Form hervorgebracht haben. Auf die Frage, waren die Kelten dolichocephal oder brachycephal, ist die Antwort, dass wir den Kelten beide Schädelformen zuschreiben müssen. Im Beginne unserer Zeitrechnung waren die zu beiden Seiten des Rheines wohnenden Gallier und Germanen unzweifelhaft, wie die Grabfunde lehren, vorherrschend dolichocephal, in Süddeutschland, wo keltische Stämme schon früher lebten und bleibenden Wohnsitz hatten, herrscht, wie

---

1) a. a. O. III, 1, S. 443.

die Hügelgräber lehren, die Brachycephalie vor, die sich in den Alpen Oesterreichs und der Schweiz, wohin nie Germanen kamen, noch heute erhalten hat. Wir müssen zwei Arten von Brachycephalie unterscheiden, was bisher nicht von den Kraniologen geschehen ist <sup>1)</sup>. Es giebt eine ursprüngliche und eine erworbene. Die erste hängt wohl mit dem Ursprung der Rasse zusammen und begegnet uns am deutlichsten in den mongolischen Stämmen Hochasiens, den Kalmücken und Baschkiren, aber auch in den Lappen Nord-Europas, während die Neger Afrikas uns als ursprüngliche Dolichocephalen erscheinen. Wenn heute die früher dolichocephalen Germanen mesocephal und brachycephal geworden sind, auch da, wo eine Vermischung mit andern Stämmen nicht stattgefunden hat, so ist diese Brachycephalie durch veränderte Lebensweise und Geisteskultur erworben. Abnahme der Muskelkraft, welche sowohl die Entwicklung der *arcus superciliares* als die der Hinterhauptsleisten hemmt, wird die Dolichocephalie vermindern, schon allein die Thätigkeit starker Kaumuskeln, welche den Schädel in der Schläfengegend von beiden Seiten zusammendrücken, vermehren die Dolichocephalie. Die zunehmende Breite in Folge der Kultur trifft aber mehr den hinteren Theil des Schädels als den vorderen. Der Abstand der Stirnhöcker beim Neger und Europäer ist nicht so verschieden als die Schädelbreite beider unterhalb der Scheitelhöcker. Rohe Schädel, sowohl die der Australier als die aus germanischen Hügelgräbern zeigen in der Hinterhauptsansicht stark vorspringende Scheitelhöcker, so dass hier ein pentagonaler Umriss entsteht und der Schädel durch das Erheben der Sagittalnaht scaphoid oder kalnförmig wird. Das Zunehmen des Hirnvolums in den unter den Scheitelhöckern liegenden Theilen rundet hier die Schädelform ab, wie es die Schädel der Kulturassen zeigen. Der Schädel bleibt für das Wachstum des Gehirns in seinem hinteren Theile nachgiebiger als in dem vorderen, weil die Schläfenschuppennaht und die Hinterhauptbein-Scheitelbeinmähte viel länger offen bleiben als die Kranz- und Pfeilnaht und zumal die Stirrnaht, deren Offenbleiben die breite Stirn der Stirnbeinschädel hervorbringt. Mit Rücksicht auf diese Thatsachen können dolichocephale Schädel allmählich in brachycephale sich verwandeln und umgekehrt, und es kann nicht auffallen, wenn ein Volk, das ursprünglich eine überein-

---

1) Schaafrhausen, D. Urform d. menschl. Schädels, Bonn 1868, S. 64 u. 83.

stimmende Schädelform besass, später Unterschiede in derselben beobachten lässt.

Das Volk, welches das Steindenkmal von Stoncheuge in England errichtete, wird, wenn es überhaupt ein keltisches war, für die älteste keltische Einwanderung in Europa gehalten werden dürfen, weil es das fernste Land von Asien aus erreicht hat. Es waren aber wohl sicher Kelten die, welche die verglasten Burgen in Schottland gebaut haben. Diese nordischen Kelten werden wohl nicht dieselbe Körperbildung gehabt haben, wie jene, welche in den österreichischen Alpenländern sich angesiedelt hatten und nach griechischem Muster schön verzierte Bronzeimer und Gürtelbleche fertigten oder in Hallstatt Eisengeräthe arbeiteten oder in Oberbayern und Baden farbig gemalte Thongefässe zu machen wussten. Ganz verschieden von diesen friedlichen und kunstgeübten Ansiedlern werden die gallischen Eroberer von Rom und Griechenland ausgesehen haben. Die vorrömischen gallischen Gräber, in denen mit dem Krieger oft der Streitwagen bestattet wurde<sup>1)</sup>, und solche aus der Römerzeit mögen zuerst mit den uns erhaltenen bildlichen Darstellungen den Typus der gallischen Gesichts- und Schädelbildung festgestellt haben.

Die älteste Beschreibung eines den Kelten verwandten Schädels hat wohl Blumenbach in seinem *Batavus genuinus*<sup>2)</sup> geliefert, über dessen Ursprung sich indessen so wenig sagen lässt wie über den des Neanderthalers, den Prunerbey seiner langen Form wegen auch einen Kelten genannt hat<sup>3)</sup>.

Bory de St. Vincent<sup>4)</sup> sagt von der keltischen Rasse, dass die Stirne nach den Schläfen zurücktrete und dass die Nase nicht gerade, sondern von der Stirne durch einen mehr oder weniger tiefen Eindruck geschieden sei; auch führt er die Beobachtung Lattour d'Auvergne's an, eine besondere Eigenthümlichkeit der keltischen Urrasse sei die ausserordentliche Dicke des Schädels.

Huschke bildet in seinem Werke: *Schädel, Hirn und Seele* 1854 einen in Jena gefundenen langen Schädel mit mässig vorspringenden Brauenhöckern und geradem Gebiss als Cimbernenschädel ab. Er ist 189 mm lang, 132 breit und ebenso hoch, ein anderer

1) Rhein. Jahrb. LXXXIX 1890, S. 241.

2) *Decades Cran. div. gent.* Gött. 1828 No. LXIII.

3) Schaaffhausen, *Der Neanderthaler Fund.* Bonn 1888.

4) *L'homme*, Paris 1836. Deutsch, Weimar 1837.

derselben Fundstelle ist 196 mm lang, 135 breit und 133 hoch. Nach den Umständen des Fundes gehören sie aber dem früheren Mittelalter an. Er beschreibt ebendasselbst S. 42 orthognath-dolichocephale altscandinavische Grabschädel, denen aber das abgesetzte Hinterhaupt der heutigen Schweden fehle. Ich selbst habe im Jahre 1858 in Müller's Archiv S. 12 in der Abhandlung: „Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel“ eine Reihe von mir und von Andern beobachteter Schädel aus England, Frankreich, Skandinavien und Deutschland zusammen gestellt, die in der länglichen Form, den vorspringenden Augenbrauenhöckern, der tief eingeschnittenen Nasenwurzel, dem vortretenden Hinterhaupt und meist geraden Gebiss eine übereinstimmende Bildung erkennen lassen, darunter sind Grabschädel von Cannstadt, Sigmaringen, Selsen, Nieder-Ingelheim genannt. Den mit Steingeräthen gefundenen kahnförmigen Schädel von Nieder-Ingelheim habe ich altgermanisch genannt, weil er durch die vorspringenden Scheitelhöcker, einfachen Nähte und abgerundete Crista nasofacialis an Schädel niederer Rasse erinnert<sup>1)</sup>. Er ist 185 mm lang, 135 breit und 113 hoch. Auch den Engisschädel habe ich den germanischen Schädeln verglichen, er ist 193 mm lang und ebenso breit als der vorige, bei beiden liegt die grösste Breite zwischen den Scheitelhöckern. Der Schädel von Kirchheim<sup>2)</sup>, den ich altgermanisch nenne, weil diese Form wohl in den Hügelgräbern, aber selten noch in den Reibengräbern vorkommt, ist lang, schmal und hoch, hat vorspringende Scheitelhöcker, einfache Nähte und fast horizontale Ebene des Hinterhauptloches, er ist 190 mm lang, 138 breit und 141 hoch, Index 72.6. Dieselben Maasse hat der Schädel von Ingelheim.

Welche Beziehung noch roher gebildete Schädel wie die von Steeten und Cromagnon, die von Winaric<sup>3)</sup> und Podbaba<sup>4)</sup> zum germanischen und keltischen Alterthume haben, sind wir nicht im Stande zu sagen, aber es sind uns so tiefe Kulturzustände auch von germanischen und keltischen Völkern berichtet, dass uns rohe Schädelbildung bei ihnen nicht auffallen kann. Zu Tacitus Zeit können die Germanen kein wildes Volk mehr gewesen sein, aber Diodor und Cäsar schildern die Unzucht und Sittenlosigkeit der Gallier und

1) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1864, Sitzb. S. 113.

2) Correspbl. d. anthrop. Ges. 1881 No. 8.

3) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1884, S. 92.

4) Anthrop.-Vers. in Breslau 1884, S. 143.

Britten in so abschreckender Weise, dass Prichard meint, sie hätten darum den Germanen unterliegen müssen. Die Franzosen hörten es nicht gern, dass die Franken, welche Gallien eroberten, Deutsche gewesen sein sollten. Als Frénet 1714 in der Akademie der Inschriften zu Paris vortrug, dass die Franken ein im 3. Jahrh. geschlossener Bund von niedergermanischen Völkern gewesen sei, der die Gallier besiegt habe, wurde er par lettre de cachet verhaftet und in die Bastille gesperrt. Leibnitz, selbst Voltaire vertheidigten den deutschen Ursprung der Franken.

Die Unterschiede der alten stammverwandten Völker bildeten sich erst durch die Kultur mehr und mehr aus, deren Einfluss sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Maasse erfuhren. Holtzmann<sup>1)</sup> sagt desshalb mit Unrecht: Das Unverzeihlichste, was Tacitus geschrieben, ist der Satz, Agric. 11 „Britanni manent, quales Galli fuerunt“. Strabo macht dieselbe Bemerkung, wenn er die Germanen mit den Galliern vergleicht. Die Gallier kamen in der Nähe des Mittelländischen Meeres früher mit der Kultur in Berührung als Britten und Germanen in ihren Ländern. Uebereinstimmend mit Tacitus sagt Strabo IV, 4: Jetzt sind alle Kelten von den Römern unterjocht; wir nehmen die Schilderung der Sitten aus den alten Zeiten her und aus den noch jetzt bei den Germanen bestehenden Gebräuchen. Denn sowohl durch Natur als Verfassung sind beide einander ähnlich und verwandt, da sie ein benachbartes, nur durch den Rhein geschiedenes und sehr viele Aehnlichkeit zeigendes Land bewohnen, nur dass Germanien nördlicher liegt. Zahlreich sind die Zeugnisse ursprünglicher Rohheit bei den Galliern wie den Germanen und oft finden wir dem entsprechend die rohen Schädel gerade da, wo die grösste Wildheit geherrscht hat. Der Batavus genuinus wurde auf der Insel Marken gefunden, die Insel Walchern wird wegen der Rohheit ihrer Bewohner in einer Urkunde des 9. Jahrh. insula multum infamis genannt. Auch Caesar lässt auf den Inseln der Nordsee wilde Völker leben. Er berichtet B. G. VI, 19, von Menschenopfern bei Begräbnissen der Gallier vor seiner Zeit, und dass ein Kranker oder, wer in Lebensgefahr schwebte, für sich einen Menschen opferte, ebend. 16. Nach ihm und nach Strabo IV, 4. 5 verbrannten die Gallier in einem grossen Weidengeflechte Menschen und Thiere. Man glaubt, dass der in Paris im vorigen

---

1) Kelten und Germanen, Stuttgart 1851.

Jahrhundert noch übliche Gebrauch, lebende Katzen in Körben zu verbrennen, von jenen Menschenopfern herstamme. Justinus erzählt, dass die Gallier, die im Heere des Antigonus gegen Ptolemaeus fochten, ihre Weiber und Kinder aus Verzweiflung tödteten, um die Götter zu versöhnen. Auch von den Franken erzählt Procop im gothischen Kriege II, 25, dass sie im Jahre 539 in Italien einfallend noch Weiber und Kinder opferten. Strabo nennt die Bewohner Irlands wilder als die Britten, sie halten es für löblich, die Leichen ihrer verstorbenen Eltern zu essen. Auch Probus, der 432 nach Irland kam, nennt in der Lebensbeschreibung von St. Patrik die Irländer *immites et feri homines*. Das Heidenthum bestand nach Prichard hier bis in die Mitte des 5. Jahrh. Auf den goldenen Trinkhörnern von Gallehus ist ein Menschenopfer dargestellt. Der Priester scheint aus den Eingeweiden zu weissagen <sup>1)</sup>. Bei den Cimbern durchschnitten Priesterinnen den Hals der Gefangenen und liessen das Blut in einen Kessel laufen, wie Strabo VII, 2. 3 berichtet. Nach Tacitus, *Germ.* 39 und *Annal.* I, 61 und XIII, 57 opferten die Germanen nach der Varusschlacht die 57 Tribunen und Centurionen des römischen Heeres dem Mars und Mercur. Jornandes, V, giebt an, dass auch die Gothen dem Mars d. i. dem Wodan die Gefangenen opferten. Nach Sidonius Apollin. *Ep.* VIII, 6 opferten die Sachsen den zehnten der Gefangenen, er sagt, dass die Art des Opfers grausam war. Procopius <sup>2)</sup> beschreibt im 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung die Gothen als ein Volk mit weisser Haut und blondem Haar, von grossem Wuchs und gutem Aussehen; von den Herulern jenseits der Donau sagt er, dass sie Menschenopfer brachten und ihre Greise und Kranke tödteten und verbrannten; die Frauen erhängten sich am Grabe ihres Mannes. Unter Justinian wurden sie Christen und nahmen mildere Sitten an. Auch sagt er II, 14, sie befriedigen den Geschlechtstrieb auf gräuliche Weise, sowohl auf andere Art als auch mit Männern und Thieren. Noch andere Berichte über die Rohheit der alten Europäer habe ich bei Beschreibung des Neanderthaler Schädels zusammen gestellt <sup>3)</sup>. Retzius <sup>4)</sup> sieht in Frankreich drei Schädelformen, eine runde im Süden bei

1) Atlas de l'Archéologie du Nord, Kopenhagen 1857, Taf. XIV u. XV.

2) Geschichte seiner Zeit, deutsch von Kannegiesser. Greifsw. 1827.

3) Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel, Müller's Archiv, 1858, und Die Menschenfresserei u. d. Menschenopfer, *Anthrop. Stud.* Bonn 1885.

4) *Ethnolog. Schriften*, Stockholm 1864.

den Nachkommen der vormaligen Iberier, eine lang ovale, die wahre celtische, und eine kürzer ovale mit gewölbteren Seiten, nahe verwandt mit der germanischen. Nilsson <sup>1)</sup> sagt, dass man mit Sicherheit Celtenschädel von lang ovaler Form kenne, welche in den Gräbern meist mit Bronzewaffen und metallenen Schmuck gefunden werden, während die kleinen rindlichen Schädel älter sind, dem mit ihnen kommen Stein- und Knochengeräthe vor. Eschricht <sup>2)</sup> bildet beide Schädelformen ab. His und Rüttimeyer <sup>3)</sup> haben aus alten Grabfunden und den noch vorhandenen Beinhäusern der Schweiz die verschiedenen Schädelformen dieses keltischen Landes zu deuten gesucht. Ein Mangel ihrer Untersuchung ist der, dass sie den Geschlechtsunterschied noch nicht zu berücksichtigen wussten, wie es heute möglich ist. Wohl kann die von ihnen als Sion-Typus bezeichnete Form als eine echt keltische der alten Helvetier angesehen werden, dahin gehört aber auch der Hohlberg Typus, den His mit Unrecht als römisch bezeichnet, ihm fehlen die Merkmale einer alten Kulturrasse, zumal das breite Hinterhaupt. Ecker bemerkte schon, dass dieser Typus dem süddeutschen Reihengräberschädel sehr ähnlich ist. Der Römer des Blumenbach ist auch ein Germane. Das Bild des Belair-Typus, der sog. burgundischen Form, ist, wie auch Ecker hervorhob, das eines weiblichen Schädels. Ob der brachycephale und hohe Dissentis-Typus wirklich die alemannische Form darstellt, ist doch sehr fraglich; in den alemannischen Gräbern am Rhein findet er sich nicht. Wiewohl His angiebt, dass das Vordringen der Dissentisform in der Richtung der alemannischen Einwanderung in das rhätische Gebiet stattgefunden habe, so ist die Schädelform doch unverkennbar jener besolycephalen ähnlich, die der germanischen in Scandinavien, Deutschland und Frankreich vorausgegangen ist, so haben schon Retzius und von Baer gertheilt. Eschricht hat sie aus Gräbern von Moen abgebildet. Ecker <sup>4)</sup> hat sich um die Kenntniss süddeutscher Grabfelder sehr verdient gemacht und eine grosse Zahl derselben abgebildet und beschrieben. Er giebt als Mittel der Schädellänge der dolichocephalen Form der Reihengräber 186.24 mm, als mittlere Breite 139.45, als

1) Die Ureinw. d. scand. Nordens, Hamb. 1863. Retzius a. a. O. S. 64.

2) Ber. üb. d. Vers. d. Aerzte u. Naturforscher in Bremen, 1844.

3) Crania Helvetica, Basel 1864, und His, Ueber d. Bevölkreung d. rhätischen Gebietes, Vers. d. Schweizer naturf. Ges. in Zürich, 1864, S. 443.

4) Crania Germaniae merid. occid., Freiburg 1865.

mittleren Index 74.97 an. Diese Form stimmt nach ihm mit dem Hohlberg-Typus von His in den meisten Punkten überein, den His selbst aber, sich auf den Römer der Blumenbach'schen Sammlung Decas IV Taf. 32, S. 39 berufend, für römisch hält. Auch hebt Ecker die Uebereinstimmung des alten Reihengräberschädels mit dem heutigen Schwedenschädel hervor. Die Hügelgräberform hat nach Ecker eine mittlere Schädellänge von 186 mm, eine mittlere Breite von 126 und einen mittleren Index von 78.87, sie neigt also stark zur Brachycephalie. Der heutige Schädel der süddeutschen Stämme hat eine mittlere Länge von 174.39, eine mittlere Breite von 146.0 und einen mittleren Index von 83.5, ist also entschieden brachycephal. Wenn Ecker sagt, dass ihm das Vortreten der Augenbrauenhöcker kein Rassezeichen zu sein scheine, sondern mehr nur eine individuelle Bildung, aber zugiebt, dass dasselbe mit der Athmung und mit der Muskelkraft zusammenhänge, so ist dieses doch, wenn es bei gewissen Stämmen auf einer niederen Bildungsstufe wie gerade bei den ältesten Kelten allgemein vorkommt, gewiss ein nicht weniger bezeichnendes Merkmal, als die Länge oder Kürze des Schädels. Aber es unterscheidet die Dolichocephalen von den Brachycephalen nicht, sondern kommt bei beiden vor, es ist ein Zeichen der gleichen rohen Bildung, während Dolichocephalie und Brachycephalie auf verschiedene ursprüngliche Herkunft deuten. Ich habe bei der Anthropologen-Versammlung in Kopenhagen, 1869, über die in den nordischen Museen befindlichen alten Schädel abweichend von den Ansichten Vogt's und Virchow's berichtet <sup>1)</sup> und die dolichocephalen Schädel den Cimbren und Gothen zugeschrieben und dabei bemerkt, dass sie oft an die in den deutschen Reihengräbern bestatteten Germanen erinnern, während die rundlichen nicht nur in den Indices, sondern auch in andern Merkmalen den Lappen ähnlich sind. Dass in Westeuropa vor den Brachycephalen Dolichocephale als Urarier ansässig gewesen sein sollen, wie man in Frankreich annahm, ist nicht nachweisbar.

Auf der Anthropologen-Versammlung in München vom Jahre 1875, vgl. Aml. Bericht S. 72, warf Ecker die Frage auf: haben die deutschen Stämme in Süddeutschland ein Volk höherer Bildung vorgefunden, welches sie unterwarfen und mit welchem sie sich vermischten und gehören diesem die alten Grabdenkmale an, oder sind die-

---

1) Archiv f. Anthrop. IV, 1870, S. 349.

selben ureigenes germanisches Eigenthum. Retzius hatte die Kelten die am meisten dolichocephalen Völker Europa's genannt, dasselbe behauptete Broca, während Davis und Thurnam die Kelten in England für brachycephal erklärten. So erscheinen nach Rüttemeyer und His auch die Helvetier vom Sion- und Dissentistypus. Ecker hält diese für übereinstimmend mit den Schädeln der Hügelgräber. Nach Broca sind die sicher keltischen heutigen Südfranzosen brachycephal. Ebenso hielt d'Omalius d'Halloy die blonden, blauäugigen grossen Gallier Nordfrankreichs für Germanen, die kleinen brachycephalen des Südens für Kelten. Die von Ecker beschriebenen dolichocephalen Reihengräberschädel finden sich in Süddeutschland, am Rhein, in Sachsen, von der Schweiz bis zur Provinz Pommern. Die Beigaben dieser Gräber lassen ihm keinen Zweifel, dass es germanische sind. Sind die in den Hügelgräbern Bestatteten, bei denen zum Theil Leichenbrand herrschte, vielleicht Kelten? Hält man neben den blonden, hochgewachsenen Hauensteinern Würtembergs die heutige, kleinere dunkle brachycephale Bevölkerung des Schwarzwaldes für Kelten, so stimmt das nicht mit den Iren und Wallisern, die schwarz und dolichocephal sind. Ecker schloss mit der Erklärung, dass er keinen Schädel kenne, den er mit Sicherheit als einen keltischen bezeichnen könne, wir nennen eben dieselben Schädel in Gräbern des alten Galliens keltisch und in denen Deutschlands germanisch. Virchow meinte, schon das Alterthum habe Sammelnamen für ein Gemisch verschiedener Nationen angewandt, wenn sie eine politische Einheit gebildet hätten. Die Griechen hätten zu einer gewissen Zeit alle Völker, die nördlich der Donau und der Alpen und in Gallien wohnten, Kelten genannt. Lindenschmit bemerkte dagegen, dass die alten Nachrichten als Germanen nicht ein Conglomerat verschiedener Stämme, sondern einen ganz bestimmten Völkertypus bezeichnen mit weisser Haut, blondem Haar, blauen Augen und hohem Wuchs. Diese Merkmale galten aber für Kelten wie für Germanen. Schon Tacitus sagte, die Germanen seien alle gleich. Lindenschmit behauptet, die süddeutschen Gräber enthielten keine Kelten, sondern nur Germanen. Warum besteht er aber auf dieser Annahme, wenn Kelten und Germanen dasselbe Volk sind? Virchow bemerkt ferner, dass der Reihengräbertypus nur Werth habe für eine gewisse Zeit, er gehöre nur dem 5. bis 7. Jahrh. an, vorher und später herrsche Brachycephalie. Er möchte die Brachy-

cephalen als die einheimische Bevölkerung ansehen, die andern als die Eroberer. Wenn er behauptet, wir könnten den Reihengräbertypus doch nur bis zu den Franken zurückverfolgen, so ist darauf zu erwidern, dass derselbe nicht erst in den Reihengräbern erscheint, sondern dass er sich den aus viel ältern Gräbern gewonnenen germanischen Typus, wie oben mitgetheilt ist, anschliesst, dessen Hauptmerkmale grosse Schädellänge, vorspringende Augenbrauenhöcker, gerades Gebiss und abgesetzte Hinterhauptschuppe sind. Wir können Virchow nicht beipflichten, wenn er sagt, dass die zunehmende Breite des Vorderkopfes, und zwar der Schläfengegend, die Wirkung der Kultur sei, denn unsere Erfahrung über die grössere Schädelbreite der Kulturrassen gründet sich auf unsere Messungen der grössten Breite, die am Hinterkopfe sich findet. An dieser zunehmenden Breite nimmt freilich auch die Stirngegend Theil. Als ich in jener Sitzung, Ber. S. 81, über den germanischen Typus und über ältere brachycephale Schädel sprach und darauf aufmerksam machte, dass ein Hauptbestandtheil des unter dem Namen Franken später begründeten Völkerbundes die Gothen gewesen seien und mir auf meiner Reise in Schweden die Aehnlichkeit des Gesichts- und Körperbildung in manchen Gegenden mit den Rheinländern aufgefallen sei, bemerkte Virchow: „Schaaffhausen sagt, wir sind Gothen, aber ich beobachte soeben, dass er ein ausgesprochener Brachycephale ist“. Ich erwiderte: die langen Schädel der Franken sind verschwunden, weil die Kultur dieselben breit gemacht hat. Der heutige Schwedenschädel erinnert sehr an den unserer Reihengräber, aber auch er ist breiter geworden. Nicht unwichtig erscheint Calori's Beobachtung in Italien, dass die Gehirne der Brachycephalen besser ausgebildet erscheinen, als die der Dolichocephalen. Virchow hält es für sicherer, einen Schädel nach dem archäologisch gutbestimmten Grabe zu benennen, als die Bestimmung des Grabes aus dem Schädel herzuleiten. Das letzte ist aber die Aufgabe der Kranio- logie. Das erste Verfahren kann zu Irrthümern führen, denn die Beigaben haben zur Schädelbildung gar keine Beziehung, wenn sie nicht im Lande gefertigte, sondern von auswärts eingeführte sind, was nicht selten, z. B. im scandinavischen Norden der Fall war. Es ist also nur in beschränktem Sinne wahr, wenn er in einem Lande, wo ein grösserer Völkerverkehr herrschte und das Drängen und Treiben der Stämme es unmöglich macht, zu sagen, wo die einzelnen Stämme hingekommen sind, nur die archäologi-

sehen Funde als die allein sichern Wegweiser betrachtet. Er bezweifelt deshalb, dass die in Gräbern von Pommern, Preussen und der Mark Brandenburg gefundenen Schädel mit Reihengräbertypus germanische seien, weil die entsprechenden Beigaben fehlen. Hier müssen die Schädel entscheiden und nicht die Beigaben, die in so weiter Entfernung bei demselben Volke verschieden sein können.

Wenn Virchow behauptet, er besitze Schädel von Athen, die so aussehen wie fränkische, so darf man vermuthen, dass diese Aehnlichkeit auf den unglücklichen Indexzahlen beruht, in denen man allein den wesentlichen Unterschied der Schädel erkennen will. Besser als diese Zahlen müssen uns die Capacität und der Prognathismus, der Stirnwulst und die Hinterhauptsleiste, die Bildung der Nasenbeine und des Nasengrundes, die Form der Schädelnähte, die Gestalt der Schläfenschuppe und die Beschaffenheit der Zähne in der Bestimmung eines Schädels leiten. Auf Grund solcher Merkmale habe ich drei in den Gräbern von Metz gefundene Schädel <sup>2)</sup> als die eines Friesen, eines Germanen und eines Lappen bezeichnet. Ich konnte, als bei der Versammlung der British Association in Swansea im Jahre 1880 <sup>2)</sup> ein Steingrab in Wales geöffnet wurde, die Schädelreste als germanische bezeichnen, es befand sich ein *Chamaecephalus* darunter, was die Angabe Caesar's, dass die Südküste von England durch Belgier besiedelt worden sei, bestätigte. Auch Ptolemäus bemerkt, dass viele Stämme im helgischen Gallien dieselben Namen hätten, wie solche auf der Küste von Britannien. In der Blumenbach'schen Schädelammlung zu Göttingen befinden sich zwei am Rhein gefundene Grabschädel unter No. 236 und 237 <sup>3)</sup>, von denen Blumenbach den ersten von Neuwied für einen Römer, den zweiten von Niederbiber für einen Franken oder Alemannen erklärt hat. Nach der Form zu schliessen, verhält es sich gerade umgekehrt, die Beigaben sind dabei nicht entscheidend, indem auch Germanen am Rhein in römischen Särgen und mit römischen Waffen und Gefässen bestattet gefunden werden. Es wurde in Köln in einem römischen Sarge ein über 6 Fuss langes Skelet gefunden <sup>4)</sup>, an dessen Schädel noch blondes, nur etwas röthlich gewordenes Haupt- und Barthaar sich

1) *Jahrb. d. Vereins für Erdkunde*, III. Metz 1881.

2) *Archiv f. Anthrop.* XIII, 1881, S. 512.

3) Vgl. *D. anthrop. Samml. Deutschlands*, II, Göttingen, Braunschweig 1874, S. 10 u. 11.

4) *Rh. Jahrb.* LVII 1876, S. 191.

erhalten hatte, ein bisher einziger Fund. Vom Schädel waren nur Bruchstücke erhalten. Nach der Inschrift im Kölner Museum war es ein Hauptmann der Kaiserlichen Leibgarde, in der bekanntlich Germanen dienten.

Einen bei Olmütz in Mähren mit Stein- und Bronze geräthen und verbrannten Getreidekörnern im Torf gefundenen Schädel<sup>1)</sup> kann man als altgermanisch oder keltisch bezeichnen. Er hat eine Capacität von 1587 ccm, ist 187 mm lang, 152 breit, 138 hoch, sein Index 80.1. Er ist etwas kahnförmig, hat einen Fortsatz der Schläfenschuppe zum Stirnbein, und mehrwurzelige obere Praemolaren. Auch ein von mir beschriebener Bajuwaren-Schädel<sup>2)</sup> aus einem oberbayerischen Reihengrabe, der 202 mm lang, 148 breit und 140 hoch ist, also einen Index von 73.9 hat, kann ein Kelte oder Germane sein. Naue setzt diese Gräber in die ältere und jüngere Hallstattperiode. Die Capacität dieses Schädels ist 1650 ccm.

Höchst auffallend und unerklärlich ist, dass viele der Steinzeit angehörige Schädel mit den rohen Formen späterer Germanenschädel eine Uebereinstimmung der Form zeigen; sollten sie schon demselben Volke angehören, das wir später als Germanen und Kelten bezeichnen und das vielleicht schon in ältester Zeit in wiederholten Zügen aus Asien nach Europa gewandert ist? Vielleicht darf man mit ihnen die auf ägyptischen Bildern dargestellten blonden Menschen mit weisser Haut, hellem Haar und blauen Augen vergleichen. Auch die grossen Schädel, die Virchow unter den Friesen fand, die später unter den Franken wieder erscheinen, begegnen uns schon in Cromagnon mit 1590, in Steeten mit 1410, in Winarie mit 1575, in Erbenheim mit 1620 ccm Rauminhalt.

Schädel, die älter sind als 600 Jahre v. Chr., können wir nicht mit solcher Sicherheit als Kelten bezeichnen, wie die, welche mit Geräthen eigenthümlicher Kunstfertigkeit oder gar mit Münzen gefunden werden. Die ersten Nachrichten über ihre Wohnsitze giebt uns erst Herodot, 484—408. Sie können aber schon ein Jahrtausend früher viele dieser Wohnsitze inne gehabt haben und von keinem andern Volke, welches West- und Südeuropa vor den Indogermanen bewohnt haben soll, haben wir Spuren, als von einem lappischen. Wenn aber ältere Schädel diesem mongolischen Typus fremd sind, so dürfen wir sie für die ältesten Indogermanen halten.

1) Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn 1865, Sitzb. S. 62.

2) Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn 1889, Sitzb. S. 21.

Ich habe in meiner Abhandlung: „Ueber germanische Grabstätten im Rheinlande“<sup>1)</sup> nur gelegentlich der Schädelbildung gedacht, aber den Satz aufgestellt: die Schädelform muss als das sicherste Mittel angesehen werden, die Gleichheit oder Verschiedenheit der Volksstämme zu erkennen, weil sie unveränderlicher ist als andere Merkmale, durch welche Völker sich von einander unterscheiden. Ich habe fünf Formen unterschieden, eine rohe und lange Form aus der ältesten Zeit, wie der Neanderthaler sie bietet, eine kleine runde, den Lappen ähnliche, wie ein Schädel aus dem Bette der Lippe sie zeigt, den langen keltischen oder altgermanischen Typus, sowie die fränkische und die alemannische Form. In den mittelhheinischen Gräbern habe ich die rohere und schmälere Schädelform den Alemannen, die breitere den Franken zugeschrieben. Dem Römerschädel schrieb ich breitere Stirn, flachere Scheitel und schön abgerundetes Hinterhaupt zu, während die Frankenschädel gleich denen der Merowingerzeit in Frankreich mehr ovale Form mit hochgestellter Scheitelgegend, ziemlich starke und verschmolzene Stirnwülste, schmale Stirn und vorspringendes Hinterhaupt zeigten. Die Bilder altdeutscher Schädel aus einem Todtenhügel in der Grafschaft Wernigerode im Harz, welche A. Friedrich<sup>2)</sup> veröffentlicht hat, gehören dem Anfange des Eisenalters an, denn neben Feuersteinmessern und Pfeilspitzen aus Feuerstein wurde auch ein eisernes Messer gefunden. Dieselben sind dolichocephal und mesocephal, die Merkmale altgermanischen Schädelbaues sind an denselben in verschiedener Weise vertheilt, der Prognathismus nämlich, die starken Stirnwülste, die Pentagonalform der Hinterhauptsansicht, die niedrigen Augenhöhlen, der Torus occipitalis. Virchow<sup>3)</sup> hat die Frage aufgeworfen, wie entstehen die in demselben Volke hervortretenden Typen, sind sie durch äussere Einflüsse veranlasst oder kommen sie nur durch Vermischung mit fremden Elementen zu Stande. Unzweifelhaft kann beides der Fall sein. Er glaubt, dass es keine Beziehung der Schädelform zur Farbe von Haar und Auge gebe. Innerhalb gewisser Länder lässt sich allerdings eine solche nachweisen. Die von ihm an 4,888045 Personen veranlassten Erhebungen über die Farbe der Haare und der Augen ergaben in Preussen 33,47 % Blonde, in Bayern

1) Rh. Jahrb. XLIV u. XLV, 1868 S. 107, 116, 127 u. 133.

2) *Crania Germanica Hartagowensia*, Nordhausen 1865.

3) Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen, Berlin 1876.

20,36, in Preussen 11,63 %/o Dunkle, in Bayern 21,09. In Ostfriesland finden sich Blonde mit blauen Augen 44,04 %/o, auf den friesischen Inseln sogar 52,81. Virchow glaubt, dass sich in Friesland am sichersten der Urtypus der Germanen erhalten haben könne, weil hier die Bewohner seit zwei Jahrtausenden an derselben Stelle sitzen. Er hat uns eine umfassende Darstellung der Schädelbildung dieses Volkes gegeben. Eine Eigenthümlichkeit der alten Friesenschädel ist ihre Niedrigkeit, er nennt sie chamaecephal. So nennt er alle Schädel, die einen Längenhöhenindex unter 70 haben. Welcker hatte sie schon 10 Jahre früher als platycephal bezeichnet. Dieser hat für Holstein, Dänemark und Schweden einen Höhenindex von 71, für Franken und Schwaben von 73, für Oesterreich und die Schweiz von 75, für die Inseln der Zuydersee von 69.8 berechnet. Virchow betrachtet die Bevölkerung der Inseln der Zuydersee insbesondere als eine urgermanische. Man kann aber den auf S. 182 abgebildeten weiblichen Schädel doch nicht als niedrig bezeichnen, wenn auch sein Längenhöhenindex 69.1 ist. Dieser kommt nicht allein durch geringe Höhe, sondern auch durch grosse Länge des Schädels zu Stande. An künstliche Depression, wie sie nach Foville in Frankreich noch geübt wird, ist nicht zu denken. Eine andere ethnologische Eigenthümlichkeit des friesischen Stammes ist die Schmalnasigkeit. Broca meinte, weil die Schädel in Frankreich schon zur Zeit der polirten Steine leptorrhin waren mit einem Index von 46—47, zur Zeit der Merowinger aber 48,87 Index hatten, die Franken könnten sich mit mongoloiden Völkern vermischt haben. Virchow bestreitet dieses mit Recht. Er fragt aber, ob nicht auch der Neanderthaler der friesischen Gruppe angehören könne. Dann müsste man auch den Schädel von Brtix in Böhmen dahin rechnen. Während Retzius die Bestimmung der Länge und Breite für das Wesentliche der Schädelunterscheidung hinstellte, hält Virchow das Verhältniss der Länge und Breite zur Höhe für wichtiger. Unterschiede der Höhe sind aber, die nur in gewissen Gegenden und in Einzelfällen vorkommende Chamaecephalie abgerechnet, viel geringer als jene und sind niemals ein Rassenunterschied.

Die Brachycephalie der Friesenschädel erscheint als eine Compensation für die geringe Höhe. Virchow will eine pathologische Ursache der Chamaecephalie der Friesenschädel nicht anerkennen, wiewohl er sie für die unter den Friesen häufige Macrocephalie und für die basilare Impression als möglich zugiebt. Auch will er nicht

annehmen, dass Klima und Lebensweise aus dolichocephalen Germanen brachycephale Finnen gemacht haben, weil diese Schädel in ein hohes Alter zurückreichen. Aber jede typische Form muss eine Ursache haben und man kann die Möglichkeit nicht leugnen, dass die Chamaecephalie, wo sie so weit verbreitet ist wie im alten Friesland und dem nordwestlichen Deutschland, klimatisch bedingt war <sup>1)</sup>. Während von Baer und Pruner schon in dem Neanderthaler einen celtischen Typus erkennen wollten, ist die Chamaecephalie in Süddeutschland so selten, dass sie den hier wohnenden celtischen Stämmen nicht zugeschrieben werden kann. Virchow glaubt schliesslich, dass nicht alle Germanen von Anfang an dieselbe Schädelform besessen hätten, sondern dass schon im Stammlande dieselbe verschieden war, wie ja auch brachycephale Slaven und dolichocephale Germanen eine gemeinsame Abstammung hatten. Er rechnet die Friesen zu den Ingaevonen des Tacitus, zu denen auch die Cimbern, Tentonen und Chauken gehörten, während die Hermionen das mittlere Deutschland bewohnten und noch Jahrhunderte lang wanderten, während jene ihre festen Sitze inne hielten. Er möchte als Reste der Hermionen die Reihengräberschädel betrachten. Wenn auch Virchow den Begriff der Chamaecephalie zu weit gefasst hat und sie solchen Schädeln zuschreibt, die für das Auge durchaus nicht niedrig erscheinen, so hat er doch durch seine Untersuchung den Beweis der grossen Verbreitung dieser Schädelform bei den alten Friesen erbracht. Dieselbe wird aber wohl richtiger nur als eine Abart des germanischen Typus zu betrachten sein, die unter örtlichen Einflüssen sich entwickelt, vielleicht auch einen uralten vorgermanischen Typus festgehalten hat, der mit geringer Hirnentwicklung zusammenhing. Die dolichocephale germanische Schädelform der Reihengräber und der ältern Hügelgräber hat eine viel allgemeinere und durch ganz Deutschland, Skandinavien und Frankreich gehende Verbreitung. Wie die letztere unter den Deutschen heute nicht mehr gefunden wird, so ist auch der niedrige Schädel unter den hentigen Friesen fast verschwunden. Manche wollen ihn in den Bildern der ältern niederländischen Maler noch wiedererkennen. H. von Hölder <sup>2)</sup> gründet seine Untersuchung auf 962

1) Vgl. Schaaffhausen, Der Neanderthaler-Fund, Bonn 1888, S. 33.

2) Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen und deren Maasse, Stuttgart 1876.

Schädel, von denen 66 aus Höhlen und alten Gräbern, 170 aus Reihengräbern, unter diesen sind 134 rein germanische, die übrigen aus dem Mittelalter und der Neuzeit herrührend. Er unterscheidet drei Formen, die dolichocephal-germanische mit schmalen Vorderhaupt, hoher Stirne, vorspringender Nase, vorgewölbtem Hinterhaupt, dachförmigem Scheitel und mässigem Prognathismus, die sich in den Reihengräbern findet, und zwei brachycephale, die turanische mit breiter niedriger Stirn, breitem Gesicht, platter Nase, orthognathem Gebiss, tief eingeschnittener Nasenwurzel und die sarmatische, weniger brachycephal, mit schmalen hohen Gesicht, mässig breiter Stirn, flacherem Hinterhaupt; die turanische erinnert an den Lappentypus, die sarmatische an den der Slaven. Nun nimmt er, worin ihm Niemand wird folgen wollen, primäre, secundäre, sogar tertiäre Mischformen an. Auf mir freundlichst mitgetheilten Photographieen unterscheidet er sogar turanisch-germanische Mischformen mit wenig sarmatischer Beimischung von sarmatisch-germanischen Mischformen mit wenig turanischer Beimischung. Die Länge von fünf Germanenschädeln ist 177—203 mm, Index 70.4—77.9, ein turanischer ist 172 mm lang mit einem Index von 93.02, ein sarmatischer 173 lang mit 85.5 Index. Die Bilder beider brachycephalen Formen sind einander so ähnlich, dass sie nicht auseinander gehalten werden können, bei beiden sind die sie von der germanischen Form unterscheidenden Merkmale mongoloide. In Franken ist die germanische Form vorherrschend, in Oberschwaben die brachycephale, was er auf römische oder slavische Einwanderung bezieht. Für die letztere bringt er geschichtliche Nachweise bei. Er will aber auch die Gaelen in Irland, Wales und der Bretagne wegen ihrer Brachycephalie für Sarmaten oder Slaven halten und bezieht sich auf Pott, welcher das Keltische für das Urslavische erklärte. Auch er bringt die germanische Schädelform mit hoher Statur und heller Farbe in Beziehung, während die Brachycephalen meist klein und dunkel sind. Er möchte die Anwesenheit der Kelten in Deutschland leugnen, weil ein keltischer Schädeltypus nicht nachgewiesen werden kann. Richtiger wäre der Schluss, dass die Kelten und Germanen in Deutschland dieselbe Schädelform hatten. Die Urheimath der Germanen nimmt er mit Benfey im mittleren und nördlichen Europa an. J. Ranke<sup>1)</sup> hat die Schädelbildung der altbayrischen Landbevöl-

1) Beiträge zur phys. Anthropologie Altbayerns, München 1878.

kerung einer genauen Untersuchung unterworfen. Er fand die Capacität von 100 männlichen altbayrischen Schädeln 1503 ccm, von 100 weiblichen 1385. Welcker giebt für 30 männliche sächsische im Mittel 1448, für 30 weibliche 1300 an, Weisbach für 50 deutsch-österreichische 1521, für 23 weibliche 1336. Ich berechnete für 30 männliche rheinische Schädel der Bonner anatomischen Sammlung <sup>1)</sup> 1467 ccm, für 30 weibliche 1340. Das sind auffallend übereinstimmende Zahlen. Ranke will in einer verschiedenen Nahtverknöcherung die Ursache sowohl des vorspringenden Hinterhaupts, wie der brachycephalen Stirnbreite im Hochgebirge Bayerns und Tyrols erklären, deren Bevölkerung gewiss älter ist als die germanischen Eroberer. Die Abschliessung der Gebirgsbewohner begünstigt die Erhaltung alter Typen, wie die deutschen Sprachinseln der Sette Comuni im italienischen Gebirge zeigen. Auch ist Deutsch- und Wälsch-Tyrol durch die Völkerwanderung am wenigsten gestört worden. Die Einwanderung in die Thäler lässt sich verfolgen. Weit in das Pusterthal zogen von Osten her Slaven. Von Nordwest drangen gegen das obere Inuthal schwäbisch-alemannische Stämme, während der bayrische Stamm durch das untere Thal des Inn von Nordosten herauf über das Gebirge auf den alten Wegen der Cimbern, Gothen und Longobarden in das Etschthal vordrang. In umgekehrter Richtung beobachten wir heute Etsch aufwärts die Einwanderung aus Wälsch-Tyrol und Ober-Italien. Ranke nimmt an, dass die arische Rasse zur Zeit ihrer Einwanderung in Europa ein gleichmässigeres körperliches Gepräge getragen habe, als wir es heute an ihr wahrnehmen, wo die geographische Lage ihrer Wohnorte ihren Einfluss geübt hat. Finnen, Slaven und Germanen sind im flachen Norden vorwiegend blond. Im Hochgebirge erscheint der bayrische, alemannische und romanische Stamm ziemlich gleichmässig dunkel. Hier herrscht die Brachycephalie vor, im Flachlande die Dolichocephalie. Fr. Tappeiner <sup>2)</sup>, der die Beinhäuser Tyrols und die lebende Bevölkerung, im Ganzen 8120 Schädel und Köpfe untersuchte, sagt, dass die ersten geschichtlichen Bewohner Tyrols die Rhätier seien, die sich mehr oder weniger mit den römischen Kolonisten vermischten und in Sprache und Kultur ganz

1) Die anthrop. Samml. Deutschlands, I, Bonn, Braunschweig 1872.

2) Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni, Innsbruck 1883.

romanisirt wurden. Diese Rhäto-Romanen bilden auch heute noch den überwiegenden Grundstock des Tyroler Volkes, welchem dann die neuen und fast ausschliesslichen germanischen Elemente sich beigesellten. Ein kleiner Rest dieser romanisirten Rhätier hat sich in den Thälern um die Marmolada-Spitze und im Münsterthale in der Nähe des Ortlers mit altromanischer Sprache bis heute erhalten, die Ladiner. Tappeiner fand unter 792 Schädeln und Köpfen keinen Dolichocephalen, 13.5 % Mesocephale, 47.9 Brachycephale, 38.6 Hyperbrachycephale, unter diesen 14 mit einem Index von 90.0 bis 96.9; 33.4 % blonde, 54.1 braune, 12.5 schwarze. In vorgeschichtlicher Zeit wanderten nach Panizza zuerst die Ligurer aus der Poebene, längs dem Garda-See in das westliche Tyrol ein, dann die Umbrier, dann die Etrusker, zuletzt die gallischen Cenomanen, in das östliche Tyrol aber die Euganeer und die Veneter. Wer aber sind die Rhätier? Tappeiner sagt, dass diese starken Brachycephalen nach Vergleich mit den mesocephalen Etruskerschädeln keine Etrusker sein können, dass aber die Ladiner, die Hyperbrachycephalie abgerechnet, den keltisch-gallischen Schädeln aus Ober-Italien und Frankreich sehr nahe stehen. Broca hat auch in der Bretagne 70.52 % Brachycephale, 28.03 Mesocephale und nur 1.45 % Dolichocephale berechnet. Tappeiner kommt, wie er selbst angiebt, in seiner kraniologischen Untersuchung zu den unerklärlichsten Widersprüchen. Dies dient zum Beweise, dass die Unterscheidung der Völker nur nach Schädelindices nicht zur Wahrheit, sondern nur zur Verwirrung führt. Die Eisackthaler, denen Tappeiner römische und bajuvarische Einmischung zuschreibt, sind viel brachycephaler als die Ladiner und sehen viel germanischer aus als diese. Die Westpusterthaler sind noch brachycephaler, aber ihr körperliches Aussehen ist noch mehr germanisch als bei den genannten. Die Blonden betragen 62, die blauäugigen 50.5 %. Bei den Lechthälern steigen die Blonden auf 64 %. Bei beiden Stämmen haben Alle weisse Haut, was wir in auffallender Weise bei den Tyrolerinnen auf unsern Jahrmärkten beobachten. Von der weissen Haut sollen die Gallier ihren Namen haben! Die Passeier mit 71 % Helläugigen sehen entschieden germanisch aus. Die aus dem Burggrafentum, sagt Tappeiner, haben trotz ihrer Brachycephalie das Gepräge eines kerndeutschen Stammes. Auch im Untervintschgau ist die äussere Erscheinung des Volkes ganz deutsch, dasselbe sagt er von den Ober-Innthalern, den Larnthal-Hafingern. Er versucht

in den Tyrolerstämmen alle möglichen kranziologischen Deutungen, kommt aber aus den Widersprüchen nicht heraus. Die Rhätier sollen nun einmal keine Kelten gewesen sein. Wo aber bleiben diese, wenn sie, wie von Hölder meint, auch in Süddeutschland nicht gewesen sind, während Herodot ihnen dort diese Wohnsitze angewiesen hat? Warum soll es nicht auch brachycephale Kelten gegeben haben? Tappeiner führt nach von Hölder an, Polybius, Plinius und Strabo hätten gesagt, die Veneter und Rhätier seien keine Gallier gewesen. Polybius nennt die Veneter ein altes Volk, das den Galliern in Kleidung und Sitten gleich, aber eine andere Sprache redete. Der letztere Umstand ist nie ein Beweis einer Stammesverschiedenheit. Livius und nach ihm Plinius und Justin hielten die Rhaeti allerdings für Etrusker. Die keltische Abstammung des grössten Theils der Rhaeti ist aber nach Zeuss durch die keltischen Ortsnamen bezeugt. Sie fehlen auch nicht in dem nördlichen Theile der Schweiz und dem Lande bis zur Donau, dem alten Vindelicien. Dass Tyrol, der Wohnsitz der Taurischer, von Kelten bewohnt war, ist, wie Zeuss sagt, sowohl durch die keltischen Ortsnamen, als durch die schriftlichen Zeugnisse des Plinius, III, 20, und des Strabo, VII, 2. 3 und 5, bewiesen, der die Taurisci einmal als Galater und wieder zweimal als ein keltisches Volk bezeichnet. Nicht unwichtig ist die Angabe Tappeiners, dass ein Einfluss der Höhe auf das Zustandekommen der Brachycephalie sich in Tyrol nicht bestätigt. H. von Hölder <sup>1)</sup> hat nach Untersuchung der Schädel des römischen Begräbnissplatzes in Regensburg, die der Zeit vom Ende des 2. bis zur Mitte des 3. Jahrh. u. Z. angehören, eine allmähliche Einwanderung des germanischen Typus der Reihengräber in die ursprüngliche rhätosarmatische Bevölkerung beobachtet. Er behauptet, dass sich die Schädel der Alemannen, Bayern, Franken, Burgunder, Thüringer, Friesen u. s. w. in der Merowingerzeit in nichts von einander unterscheiden. Der rein turanische Typus fehlt. Der rhätosarmatische Typus mit seinen Mischformen beträgt 41.8 % der Schädel des Regensburger Begräbnissplatzes. Er war nicht im Stande, einen römischen Schädeltypus zu erkennen, was man doch hätte erwarten sollen. Hölder würde bereit sein, den rhätosarmatischen Typus keltisch zu nennen, unter der Bedingung, dass man den germanischen Typus nicht ebenso bezeichnete.

1) Die Skelette des römischen Begräbnissplatzes in Regensburg, Archiv f. Anthropol. XIII 1882. Supplem.

Ich habe an den von Hochstetter 1878 in Paris ausgestellten Schädeln von Hallstatt die germanische Bildung erkannt<sup>1)</sup>. Ebenso urtheilt von Hölder. Zuckerkandl<sup>2)</sup> giebt an, dass unter 20 Schädeln des Hallstätter Gräberfeldes sich 16 Dolichocephale befinden und kein Brachycephale. Auf dem Grabfelde bei Watsch waren unter 43 Schädeln 17 Dolichocephale und 15 Mesocephale. In Krain gab es in älterer Zeit 41.7 % Dolichocephale und keine Hyperbrachycephale, jetzt aber 0.8 % Dolichocephale und 42.5 Hyperbrachycephale. In Oberösterreich gab es in älterer Zeit 80 % Dolichocephale, keine Hyperbrachycephale, jetzt 2 Dolichocephale und 36 % Hyperbrachycephale. Die keltische Bevölkerung wird also eine dolichocephale und nicht eine brachycephale in diesen Ländern gewesen sein. Später eingewanderte Slaven begünstigten die Brachycephalie. Nach Lissauer<sup>3)</sup> findet sich durch die ganze Provinz Preussen von Tilsit bis an die pommersehe Grenze eine grosse Menge rein dolichocephaler Gräberschädel aus dem Beginne der Eisenzeit, welche mit der Reihengräberform vollständig übereinstimmen. Damit stimmen die geschichtlichen Nachrichten, welche bis zur zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Z. im heutigen Pommern die Ruger, in Westpreussen die Turcilinger und Sciren, in Ostpreussen die Gothen wohnen lassen. In diese Gebiete drangen später die slavischen Wenden, Pruzzen und Letten ein. Auch von Wittich nennt die alten preussischen Schädel germanisch und wollte sie deshalb als keltische betrachten, weil unter den Europäern nur noch die Irländer so schmale Schädel hätten. Bertrand<sup>4)</sup> erinnert daran, dass in einem Bruchstücke des alten Geographen Ephorus vier Völker der Erde unterschieden werden, im Osten die Inder, im Süden die Aethiopen, im Westen die Celten, im Norden die Skythen, die Hellenen wohnten in der Mitte. Unter dem Namen der Celten habe man, wie auch Strabo I, 33 angebe, vielerlei Völker zusammengefasst, so wie man heute im Orient Engländer, Deutsche, Italiener, Spanier und Franzosen als Franken bezeichne. Aber diese Völker sind ja als Indogermanen mit einander verwandt, und dieselbe Verwandtschaft in Körperbildung und Sprache können wir für die keltischen Völker des Alterthums nachweisen. Er möchte

1) Archiv f. Anthrop. XII, 1879 S. 121.

2) Anthrop.-Vers. in Wien 1889, S. 161.

3) Crania Prussica. Zeitschr. f. Ethnol. 1874, S. 188.

4) Bull. de la société d'Anthrop. Paris 1873, p. 262.

der Stein- und Bronzezeit eine von Norden kommende celto-hyperboreische Kultur und der Eisenzeit eine von Süden kommende gallo-etruskische Kultur zuweisen, aber die Bronze kam von Süden und nördliche Völker Europa's hatten das Eisen früher als die Römer. Bertrand unterscheidet zwei Völker in Gallien, friedliche Celten und kriegerische Gallier, die nahe Verwandtschaft der beiden mit den Germanen ist ihm fremd. Doch räumt er die Uebereinstimmung der gallischen Hügelgräber von Magny-Lambert mit denen von Hallstatt ein. Broca<sup>1)</sup> unterscheidet in Frankreich die keltische Rasse von der kymrischen und belgischen, jene war brachycephal und dunkel, diese dolichocephal und blond. Die Bevölkerung der Auvergne hat mit einem Schädelindex von 84.07 den keltischen Typus am reinsten bewahrt, den Index der kymrischen Rasse schätzt er auf 77. Im 12. Jahrh. war die Bevölkerung von Paris viel brachycephaler wie heute, weil ihr keltischer Typus noch weniger gemischt war.

Es fragt sich, ob wir aus den Resten der keltischen Sprachen einen Anhalt gewinnen, die Kelten von den Galliern und Germanen zu unterscheiden. Man hat Berg-, Fluss- und Städtenamen, die sich nicht als germanisch erwiesen, in solchen Gegenden, die von Kelten bewohnt waren, für keltisch erklärt und zur Aufstellung einer keltischen Grammatik, wie es zuerst von Zeuss 1852 geschehen, die noch in Wales und Schottland erhaltene keltische Sprache benutzt. In Britannien erhielt sich das Wälische, das Cornische und das Armorikanische, die nach Prichard verschiedene Dialecte derselben Sprache sind, in Irland verhalten sich ebenso, das Irische, das Manx- und Schottisch-Gaelische oder das Erse. In Cornwallis ist das Keltische erst vor 150 Jahren erloschen. Man hat mit Recht dagegen bemerkt, dass das Keltische, was heute noch gesprochen wird, in 2 oder 3000 Jahren nicht unverändert geblieben sein kann. Jedenfalls werden aber nicht durchziehende Kriegereschaaren, sondern Stämme, die Jahrhunderte lang festen Wohnsitz hatten, den Bergen, Flüssen und Orten Namen gegeben haben.

Schon Schöpflin, der die schon von Spener 1717 behauptete Einheit der Gallier und Deutschen 1772 zu widerlegen suchte, hält die Namen auf durum und dunum für celtisch, den Namen Celten leitet er von gualt Haar ab, das erinnert an Gallia comata, einen Theil von Gallia cisalpina. Plinius sagt, diese Gallier hätten ihre langen weissgelben Haare hinten aufgekämmt

1) Bull. de la société d'Anthrop. ebendas. p. 313.

und mit Kalkwasser noch heller gefärbt; sie waren also blond wie die Germanen. Andere trugen Hosen und gaben der Gallia braccata den Namen. Prichard giebt ein Verzeichniss zahlreicher keltischer Städtenamen auf *durum*, *dunum*, *magus* und *iacum*, die in Gallien, Belgien, Germanien, Britannien, Noricum, Rhätien vorkommen, darunter sind in Gallien 16 auf *dunum*, 15 auf *durum*, 15 auf *magus*. Ich nenne Lugudunum Lyon, Divodurum Metz, Noviomagus Nymwegen, Gesodurum Constanz, Arenacum Arnheim, Moguntiacum Mainz, Durnomagus Dormagen, Marcomagus Marmagen, Borbetomagus Worms, Tarodunum Zarten, Salodurum Solothurn, Eburodunum Ifferten, Lobodunum Ladenburg, Augustodunum Autun, Rotomagus Rouen, Rigomagus Remagen, Antunnacum Andernach, Mattiacum Marburg, Marcodurum Düren, Tolbiacum Zülpich. *Dun* heisst Pfahl, *magus* Feld. Im iberischen Aquitanien giebt es keine keltische Namen. Nach Müllenhoff sind von Flussnamen folgende keltisch: Main, Rhein, Lahn, Sieg, Ruhr, Emscher, Lippe.

In denselben Gegenden findet sich noch eine andere Spur der Kelten, die keltischen Münzen, und zwar sowohl die schon angeführten Regenbogenschüsselchen als die späteren gallischen Münzen, welche barbarische Nachahmungen griechischer Münzen sind.

Wichtig sind die Nachrichten der alten Schriftsteller über die Verbreitung der keltischen Sprache. So sagt Plutarch (Qu. Sertorius c. 3), dass Sertorius, als die Cimbern und Teutonen in Gallien einbrachen, keltische Worte gelernt und sich verkleidet unter die Barbaren gemischt habe, um ihre Gespräche zu belauschen. Also waren, wie auch Prichard annimmt, die Cimbern Gallier, trotz der Behauptung Plutarchs, Mar. 11, die Cimbern hätten den Germanen der Nordküste geglichen und trotz der Angabe des Tacitus, der sie zu den Ingaevonen rechnet. Wir wissen auch von ihnen, dass sie aus dem Blute der geschlachteten Kriegsgefangenen weissagten, wie die Gallier; auch hatten sie Streitwagen wie diese, die auf den Osten hinweisen, auf Assyrien, Aegypten und Griechenland. Prichard unterscheidet von ihnen die Cimmerier, diese sassen ursprünglich in den Ländern Asiens, wo zu Herodots Zeit Skythen wohnten, die jene vertrieben. Sie drangen um 634 in Lydien ein und wurden 613 durch Alyattes aus Asien vertrieben. Die Cimbern gaben im Norden Deutschlands der cimbrischen Halbinsel den Namen. Die Kymri in Britannien möchte Prichard des Namens wegen für Cimbern halten. Auch Livius zählt die Cimbern und Teutonen zu den Galliern. Nach Cicero, de

orat. 2, 66, stellte das *scutum Cimbricum* mit ausgereckter Zunge und geschminkten Backen einen Gallier vor.

Suetonius sagt, *Caligula* 47, dass gefangene Gallier die deutsche Sprache erlernen mussten, um im Triumphe für Germanen zu gelten. Also war um diese Zeit doch die Sprache der Gallier und Germanen verschieden. Beide werden sich wie verschiedene Mundarten zu einander verhalten haben. Auch Cäsars Angabe über die Verschiedenheit der keltischen und belgischen Sprache kann sich nur auf einen Unterschied der Mundart beziehen. Tacitus sagt auch, es bestehe keine grosse Verschiedenheit zwischen der Sprache der Gallier und Briten, *nec sermo multum diversus*. Prichard hat dieselben keltischen Namen in Gallien, Britannien, Belgien und Deutschland nachgewiesen. Dieselben sind nach ihm mehr im Wälsehen als im Erse wieder zu erkennen. Dies ist wahrscheinlich dadurch zu erklären, dass die Irländer aus Spanien gekommen sind. O'Connor meint, die Bewohner von Spanien seien nach Irland ausgewandert, als sie von den Karthagern und Römern bedrängt wurden. Sie müssen die keltische Sprache von dort mitgebracht haben. Man kann annehmen, dass das Altkeltische sich im Gaclichen der Bergschotten und im Erse, das Celto-Germanische der Belger und Cimbern sich in Wales, Cornwallis und der Bretagne erhalten hat. Erst im 3. Jahrh. n. Z. werden die Irländer *Scoti* genannt und diese sollen aus Spanien gekommen sein und sich nach ihrem Führer *Milesier* genannt haben. Nach Ptolemäus bewohnten die keltischen *Caledonier* nur den nordwestlichen Theil Schottlands, ihr Name hat sich in dem der heutigen Gaclen oder Bergschotten erhalten. Seit dem 4. Jahrh. nannten sie sich *Picten*. Schon Tacitus vermuthete, dass die rothhaarigen *Caledonier* aus Deutschland stammen, was Zeuss ohne Grund bezweifelt, und die dunkeln Bewohner von Wales aus Spanien. Er nennt sie *Siluren* und führt ihr krauses Haar an. Mit Unrecht hält Prichard mit Dio und Herodian die *Caledonier* nicht für Germanen, sondern zählt sie zu den Britten, weil sie nackt gehen und Weibergemeinschaft haben. Die stets wiederholte Angabe, Hieronymus habe in Frankreich *Scoti* gesehen, welche Menschenfleisch assen, beruht auf einer falschen Auslegung der betreffenden Stelle, in der von misshandelten Thieren, nicht von Menschen die Rede ist. Nach Prichard werden schon nach der Besitznahme des Landes durch die Römer in *Caledonien* *Picten* und *Scoten* erwähnt. Er glaubt, nach dem Zeugnisse des

Gildas, dass die Scoti von Irland, die Pieten von Scandinavien kamen. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. wanderten die Scoten von Irland herüber in das jetzige Argyle. Gegen die Pieten und Scoten riefen dann die von den Römern aufgegebenen Britten die Sachsen im 5. Jahrh. zu Hülfe. Die Scoten vernichteten 839 das Pietenreich und beherrschten das ganze Schottland. In den ältesten Urkunden Schottlands sind die älteren Ausdrücke nach Pritchard wälisch, die neueren gaelisch oder erisch. Im 10. Jahrh. begann die keltische Sprache in Schottland einem englischen Dialect zu weichen durch den Einfluss der Angelsachsen und durch Einwanderung nach der normannischen Eroberung von England. Die Sprache in der Bretagne ist mit der von Wales auf das Nächste verwandt, auch finden sich in beiden Ländern die Dolmen, Cromlechs und Menhirs. Nach Eginhard wanderte ein grosser Theil des Volkes aus England aus, als Sachsen und Angeln es erobert hatten. Die Britten waren jedenfalls früher in Armorika ansässig, als zur Zeit des Maximus, der sich 383 gegen den Kaiser Gratian empörte. Nach Gregor von Tours, der die Bewohner der Bretagne Britanni nennt, hatten dieselben nach dem Tode Chlodwigs keine Könige mehr, sondern nur Grafen, comites. Die Sage von den 11000 Jungfrauen, die unter dem Schutze der h. Ursula von England absegelten, wird mit den armorikanischen Britten in Verbindung gebracht, denn ihr erster Fürst Conan soll den Herzog Dionethus von Cornwall gebeten haben, ihm für seine Soldaten 11000 Jungfrauen nach Klein-Britannien herüber zu senden, die dann den Hunnen in die Hände fielen. Pritchard bemerkt, es gebe keine Nachricht, dass Gallier je nach Spanien ausgewandert seien, sie wohnen dort ebenso lange als die Iberer, wenn nicht länger, sie hatten die westlichen Theile Spaniens inne, die Iberer die östlichen.

Unter den Kelten von Massilia wurde auch noch lange griechisch gesprochen. Ein Edikt des Septimius Severus von 230 verordnet, dass in Gallien in der Provinz Celtica das Griechische, Lateinische und Keltische gleichberechtigt sein sollen. So erklärt es sich vielleicht, dass Cäsar, B. g. I, 29, bei den gallischen Helvetiern griechische Inschriften fand, *tabulae in litteris graecis confectae*. Der Einfluss der Griechen auf die Gallier muss hoch angeschlagen werden. Strabo spricht davon VI, 1. 5, dass die gebildeten Gallier sich griechische Bildung aneigneten. Justinus sagt (XXXIII, 4. 1), dass die Gallier erst von den Griechen in Massilia gelernt hätten,

Städte mit Mauern zu bauen. Auch die oppida und vici der Helvetier waren zu Cäsar's Zeit keine Städte, sondern Holzbauten mit Umwallungen, die leicht zu erobern waren, und von den Insassen verbrannt wurden, um einen andern Wohnort aufzusuchen.

Im keltischen Gallien war durch die *lingua romana rustica* im 3. bis 5. Jahrh. u. Z. das Keltische noch nicht ganz verdrängt. Im Gebiete der Garonne wurde im 5. Jahrh. noch keltisch gesprochen. Wie verbreitet die Sprache der Kelten war, geht aus der Mittheilung des h. Hieronymus hervor, welcher sagt, die Sprache der Galater in Kleinasien und die der belgischen Trevirer sei dieselbe gewesen. Die gallischen Trevirer und Nervier prahlten nach Tacitus mit ihrer germanischen Abstammung, um nicht zu den unkriegerischen Celten gerechnet zu werden. Weder ein germanisches noch ein keltisches Sprachdenkmal ist aus der Römerzeit erhalten geblieben, deshalb half man sich mit den Sprachresten in Irland, Schottland, Wales und der Bretagne. Dort hat die neuere Sprachforschung in römischen Inschriften keltische und germanische Namen entdeckt<sup>1)</sup>. Die Namen der Mütter sind am Niederrhein vorwiegend germanisch, nicht keltisch und Beda (672—735) berichtet uns, dass an dem Tage unseres Weihnachtsfestes bei den Angeln die Nacht der Mütter gefeiert wurde. Zu seiner Zeit wurde Gottesverehrung auf der Insel Britannien in 5 Sprachen ausgeübt, in der der Angeln, der Britten, der Schotten, der Pieten und der Lateiner<sup>2)</sup>. Zeuss<sup>3)</sup> hält die Galater und Gallier für gleichbedeutend mit den Celten, die gallischen Eigennamen, die er für celtisch hält, sind aber deutsch. Die heutige Körperbeschaffenheit der Schotten beweist, dass die Caledonier, wie schon Tacitus behauptet, Germanen waren. Die dunkeln Volkselemente Britanniens sind, wie derselbe Tacitus schon vermuthete, südliche, aus Spanien eingewanderte Kelten oder Iberer.

Ueber die Beziehungen des Keltischen zum Deutschen schreibt mir Prof. Abel: Das Keltische ist unzweifelhaft indogermanisch und hat die grosse Mehrheit seiner Wurzeln und Stämme mit den andern indogermanischen Sprachen gemeinsam. Alles Deutsche ist ursprünglich niederdeutsch, da die zweite germanische Lautverschiebung,

1) Dr. R. Much, Germanische Matronennamen, Zeitschr. für deutsches Alterthum, 35. B. Berlin 1891, S. 315.

2) J. C. Prichard, Naturg. des Menschengeschlechtes, Leipz. III 1842 S. 183.

3) Grammatica celtica, Lips. 1852.

welche das Hochdeutsche schuf, erst um 600 n. Chr. bei Longobarden, Alemannen und Bayern begann. Noch lange nachher waren die verschiedenen deutschen Dialecte dem Gothisch-Niederdeutschen und damit sich gegenseitig viel ähnlicher als im Mittelalter und heute. Indem die Lautverschiebung in dem Lande südlich der Donau und nordwestlich von deren Ursprung, welches noch Tacitus, Germ. 29, gallisch nennt, eingetreten ist und nach Norden zu, wo unter Karl dem Grossen schon niederdeutsch gesprochen wurde, allmählich aufhört, so liegt es nahe, sie dem Einfluss der Kelten zuzuschreiben. Dann würde die Nordgrenze der hochdeutschen Dialecte die des Keltenthums in Deutschland sein, ein Schluss, der durch Berg-, Fluss- und Ortsnamen mannigfach bestätigt wird. Doch giebt es auch nördlich davon geographische Namen, welche sich leichter keltisch als deutsch oder slavisch deuten lassen. Mit dem Gothischen hat das Keltische keine nähere Verwandtschaft, als mit den andern indogermanischen Sprachen. Es hält sich vielmehr sowohl durch seine eigenthümlichen euphonischen Lautwechsel, wie durch die verhältnissmässig gering entwickelte Flexion auf einem ziemlich einsamen und primitiven Standpunkt. Dass die verschiedenen keltischen Stämme sich vor 2000 Jahren untereinander verstanden, ist um so wahrscheinlicher, als sie es heute noch zur Noth thun. Ein Welshman kann leicht in Irland und allenfalls in der Bretagne sprechen und verstehen. Beziehungen des Keltischen zum Etruskischen sind nicht bekannt. Die Sprache der Basken im Busen von Biscaya ist iberisch und hat mit der keltischen keine Verwandtschaft.

Ueber die Entwicklung der deutschen Sprache und ihr Verhältniss zu dem Keltischen verdanke ich Herrn Dr. Rud. Much in Wien noch folgende briefliche Mittheilung: Im Beginn der geschichtlichen Zeit ist von einem Unterschied des jetzigen Hoch- und Niederdeutsch als von einer viel jüngeren Entwicklung vollständig abzusehen, ja sogar der Unterschied zwischen Scandinavisch und Deutsch war damals nur in den ersten Anfängen ausgebildet, ein Marcomanne konnte sich mit einem Norweger ebenso gut verständigen als heute ein Schwabe mit einem Bayern. Das Gothische des Wulfila zeigt uns diesen Sprachzweig bei der Theilung in eine gothisch-vandalische und eine westgermanische Gruppe schon ziemlich weit vorgeschritten. Doch ist dies nicht die alterthümlichste Gestalt des Germanischen, zu der wir vordringen können. Die ältesten Runeninschriften zeigen noch weit ursprünglichere Sprachformen.

Auch sind zahlreiche Lehnworte aus dem Germanischen in vorge-schichtlicher Zeit in das Finnische hinübergewandert, die den damaligen Zustand unserer Sprache abspiegeln. Vor 400 v. Chr., der Zeit der ersten germanischen Lautverschiebung, mag sich ein Germane noch mit einem Kelten verständigt haben. Das Keltische steht zu keiner andern Sprache in so engen und alten Beziehungen als zur italischen. Es liegt darum die Annahme nahe, dass die italischen Stämme einmal in Deutschland mit den Kelten gemeinsam ein einheitliches Volk bildeten und erst nach Einwanderung in Italien sich weiter entwickelten. Auch dem Germanischen steht übrigens das Lateinische nicht allzufern und jedenfalls weit näher als dem Griechischen. Da Kelten und Germanen Nachbarvölker blieben, während die Italer aus ihrer Umgebung austraten, ist es begrifflich, dass jene beiden in Sitte und Lebensweise einander glichen; auch in ihrer religiösen Entwicklung stimmen sie in auffälligster Weise überein und weichen gemeinsam von dem hergebrachten Indogermanischen ab. Auch in der Namengebung stehen die Kelten den Germanen weitaus am nächsten, während die Italer darin ganz neue Wege einschlagen.

A. Baumeister <sup>1)</sup> hat einen grossen Wortschatz der deutschen Sprache mit den Sanseritwurzeln, mit den keltischen Formen im Irischen, Armorischen, Kornischen, und mit den griechischen, römischen, althochdeutschen, altnordischen, gothischen, slavischen u. a. in Vergleich gebracht und auf die Lautverschiebung hingewiesen. Ich schliesse diese Abhandlung mit den Worten, mit welchen seine Briefe beginnen: Allerwärts liegt tiefer Schnee auf der Erde und deckt sie mit einem dichten Schleier; selbst der Sommer wird ihm nicht überall wegziehen, manche Schlucht, manchen Bergesgipfel lässt die Mutter Natur ewig zugedeckt. Und wie viel mehr haben nicht Zeit und Vergessenheit dem Auge des Menschen auf immer entzogen! Manche schöne, stolze Sprache hat gelebt, sie ist verschollen, vergessen, begraben, die eine ganz, die andere, wie das Keltische, bis auf einen kleinen Rest verschiedenartiger, oft kaum zu deutender Trümmer.

---

1) Keltische Briete. herausgegeben von O. Keller, Strassburg 1874.